

Kaip senèji Lètuvininkai gyveno

Aufzeichnungen

Aus dem Kreise Stallupönen mit Anmerkungen und Wörterbuch

von

Carl Capeller

Professor an der Universität Jena

Herausgegeben

von der

Litauischen literarischen Gesellschaft zu Tilsit

Heidelberg.

Carl Winter`s Universitäts – Buchhandlung

(In Kommission.)

1904

Oben: Titelseite des Originals

Nachfolgend die Übersetzung durch stud.phil. H. Gelzer in
den Mitteilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft,

5. Band, 1907

Kopiert 1988 – Kurt Beyer

Wie die alten Litauer lebten.

(Übersetzung der Schrift Kaip senèji Lètuvinkai gyvèno. Aufzeichnungen aus dem Kreise Stallupönen u. hgb. Von der Lit.lit.Ges.Heidelb.1904)*)

*) Nachstehende Übersetzung ist von Herrn stud. phil. H. Gelzer in Jena unter meiner Anleitung angefertigt worden, der den Versuch gemacht hat, auch den Ton des Originals, welches keine gelehrte Abhandlung, sondern die schlichte Erzählung eines litauischen Bauern enthält, möglichst treu wiederzugeben. Die Übertragung der Dainos rührt von mir selbst her. C. Capeller

Wohnung

Als ich jung war, sah es in Litauen ganz anders aus. Die Menschen hatten noch nicht solche Wohnungen, wie sie jetzt sind; es waren solche verfallene Gebäude, daß das Dach oft bis zur Erde reichte. Ganz arme Leute hatten nur eine Stube. In der Stube gab es keinen Kamin; sie kochten im Hause auf der Erde; den Topf oder die Bratpfanne hängte man am Balken auf. An demselben Balken räucherte man auch Fleisch. In den Winkeln unter dem Dache waren Löcher, wo der Rauch sich verziehen konnte. Da kann man sich denken, was für ein Gestank da war. In den besseren Wohnungen war zuerst, wenn man eintrat, der Hausflur oder „das Haus“; aus dem Hausflur ging man auf der einen Seite in die Stube, auf der andern in die Kammer, und hinten in die Küche. Die Stube war so breit, wie das ganze Haus. An der Schornsteinwand stand der Ofen; er war nur halb so hoch, wie unsere Öfen jetzt sind, und aus kleinen Ofenziegeln gemacht. Diese Ziegel waren umgekehrt, mit dem Boden nach dem Ofen und mit dem Loche nach der Stube, sodaß es aussah, wie eine Honigwabe, nur viel größer. Auf einem solchen Ofen lagen auch der Knecht oder die Magd. Hinter dem Ofen war der wärmste und beste Platz in der ganzen Stube; im Winter kroch jeder in den Winkel hinter dem Ofen, um sich zu wärmen. Die Fenster waren so klein und niedrig, daß man sie mit unsern Fenstern garnicht vergleichen kann.

Man hatte meist nur ein hölzernes, aus Brettern zusammengeschlagenes Bett. Bei guten Wirtinnen war das Bett mit einem Laken überdeckt, bei armen war nur Stroh zu sehen, wie in einem Schweinekoben, und die Menschen deckten sich mit ihren Kleidern zu. Neben dem Bette war die Hängewiege; die war aus Weidenästen geflochten und an der Decke aufgehängt. In dieser Wiege lag das kleinste Kind; hier schaukelte man es, und wenn einer vorüber ging und sah, das die Wiege stand, setzte er sie in Bewegung, daß sie immer gehen mußte. Außerdem hatte man auch einen Tisch; das waren vier Pfähle, in die Erde eingeschlagen und oben mit einem Brett bedeckt. Um den Tisch war eine hölzerne Bank, auf die Bank setzte man sich, um zu essen. Im Sommer, wenn es warm war, stellte man den Tisch am Hause unter freiem Himmel auf, wo man sich die Fliegen abwehren konnte. Von Stühlen wusste man garnichts, sondern man hatte nur Schemel. Der Schemel war ein Brett,

an jeder Ecke war ein Loch durchgebohrt, und in diese Löcher waren vier Füße eingeschlagen, ohne Lehne. Auf solchen Schemel spann man auch am Spinnrocken. Der Fußboden war Lehm, wie eine Tenne; es gab keine Dielen, wie jetzt fast alle Stuben ausgedielt sind.

Von Lampen wussten unsere Väter nichts, sie brannten Holzspäne, das war ihr Licht. Ein solcher Span war etwa vier Fuß lang, aus Fichtenholz geschnitten. Den steckten sie auf ein dreifüßiges Gestell mit aufrechten Pfosten. Bei diesem Kienlicht spannen die Weiber und haspelten; für diese Arbeiten war es hell genug. Eine Uhr kannten sie nicht; sie sahen immer nach der Sonne, und wussten doch jedes Mal, welche Zeit es war. Es fand sich auch kein Spiegel im Hause. Wenn ihnen der Bart wuchs, so schnitten sie auch ohne Spiegel mit der Schere was zu lang war ab; sie waren nicht so fein. Bilder und solche feine Sachen, wie man sie jetzt überall findet, gab es damals garnicht.

In der Kammer auf der anderen Seite der Wohnung bewahrten sie alles auf, was sie nur hatten, den Webstuhl, die Spinnrocken und solcherlei Dinge.

Vorne im Hause stand immer der Schweinetrog; hier fütterten sie im Winter die Schweine, im Stalle wäre sonst alles erfroren.

Nebengebäude und Garten

Im Winter lebten sie in der Stube; im Frühling zogen sie in die Klete, ein kleines Gebäude, nicht weit vom Hause, mit Brettern ausgedielt. Die Klete stand etwa zwei Fuß hoch auf Steinen, damit das Getreide nicht modrig würde; denn sie wohnten nicht nur dort; sondern hatten dort auch ihr Getreide. In der Klete war eine Zwischenwand durchgebaut; der vordere Teil war für die Wohnung, der hintere für das Getreide. Alle Kleider bewahrten sie in der Klete auf. Hier gab es keine Fenster, sondern die Türe stand immer offen, damit die Sonne hineinscheinen konnte.

An dem Hause hatten sie noch einen kleinen Stall für alles Vieh. Die Scheune befand sich wegen des Feuerschadens ein paar Gewende von diesen Gebäuden entfernt.

Hinter der Stube hatten sie den Gemüsegarten, dort pflanzten sie alles, Kartoffeln, Möhren, Pastinak, Gurken, wie jeder vermochte. In diesen Gärten waren Bäume gewissermaßen als Grenze, Birnbäume, Apfelbäume, Pflaumenbäume und der gleichen mehr; aber zu der Zeit war ihr Obst nichts wert.

Kleidung

Unsere Vorfahren hatten nur solche Kleider, die ihre Frauen selbst spannen und webten. Die Männer trugen im Sommer Hosen von Leinwand und eine blaue Jacke. Auf der Reise und an Festtagen zogen sie über der Jacke einen langen weißen Rock an, der aus Wand (Hausmachertuch) gemacht war. Dieser Rock hatte keinen Kragen; von der Jacke war der

Kragen über den Rock umgeschlagen. An der Brust und den Taschen war der Rock mit blauen Band besetzt; an der Brust und an den Hüften hatte er solche kleine Knöpfchen, die waren aus roten, gelben und schwarzen Wollefäden gearbeitet. Das waren keine richtigen Knöpfe, sondern man hakte den Rock mit Haken zusammen. Um den Rock band man sich einen Gürtel, der sehr teuer war; was sie den polnischen Gürtel nannten, der war blau und grau und gelb ausgewirkt. Die älteren hatten einen ledernen Riemen; der war ungefähr drei Finger breit und vorn mit einer messingenen Schnalle zugemacht. Im Winter trugen sie auch Hosen aus Wand, und über alles hatten sie einen langen Pelz, den viele auch im Sommer nicht auszogen. Manche, die ganz arm waren, gingen barfuß, die anderen hatten aus Lindenbast geflochtene Schuhe; Stiefel trugen nur die reicheren. Auf dem Kopfe hatten sie im Sommer einen wollenen Hut mit breiter Krempe; im Winter setzten sie eine schwarze oder graue Pelzmütze von Schaffell auf. Die Reichen trugen eine sogenannte Lapine; die war aus Fuchsfell und hatte an jedem Ohr hängende Ohrklappen. Hälschen und solche feinen Schnupftücher und dergleichen gab es damals nicht; sie schneuzten sich in Lappen oder in die Hand und warfen es auf die Erde.

Die Frauen trugen einen aus schwarz und roter Wolle gewebten Rock mit vielen Falten und an den Hüften mit einer Schnur zusammengehalten. Wenn es kalt war, hatten sie bis zu drei Hemden angezogen, das erste war ganz grob, das zweite schon besser, und das dritte war sehr schön und fein, und hatte Ärmel, die schön mit Seide ausgenäht waren. Über dem Hemde trugen sie eine lange Wiste, die bis zum Hals reichte. Im Winter hatten manche ein Pelzchen, manche auch eine wollene Jacke. Im Sommer, wenn sie zur Kirche gingen, hatten sie über dem Hemde ein sehr schönes und feines Tuch um die Schultern, das war so weiß wie Schnee. Und zu dieser Zeit war es viel schwerer, die Leinwand zu glätten und weiß zu machen, als es jetzt ist; denn die Menschen der alten Zeit kannten weder Plätteisen noch Mangel; sie hatten nur die Waschrolle, auf der sie die Leinwand aufwickelten, und das Waschbrett; das war aus Holz und hatte Kerben; dieses drückten sie auf die bewickelte Wäscherolle und glätteten die Leinwand so lange, bis sie ganz weich war. Im Winter zogen die Frauen die so genannte Ziupone (Frauenjacke) an, die war aus hellblauem Tuch und mit gelben Schnüren besetzt und wurde mit Haken zugemacht. Die reichsten trugen über der Jacke noch einen Pelz; der Kragen war aus Fuchsfell. Die Mädchen trugen die Haare in Zöpfe geflochten und um die Stirn gewickelt. Wenn Bräute zur Trauung fuhren, ließen sie die Haare ganz frei vom Kopf herunter hängen. Um die Stirn banden sie sich ein schwarzes Band; wenn sie einen Kranz hatten, so war er aus Raute geflochten. Verheiratete Frauen trugen immer ein weißes Kopftuch, und, damit dieses Kopftuch nicht herunterrutschte, eine sogenannte Kyka (Haube), diese waren wollen und mit schwarzer Leinwand besetzt. Im Sommer gingen sie immer barfuß; nur wenn sie in die Kirche gingen, dann trugen sie die Schuhe in der Hand und zogen sie in der Nähe der Kirche an. Wenn sie aus der Kirche kamen, zogen sie sie wieder aus und gingen barfuß nach Hause. Im Winter trugen sie lederne Schuhe.

Speise und Trank

Allzu feine Speisen kannten die alten Litauer nicht, sie aßen immer dasselbe, entweder Sauerkraut oder gesäuerte Grütze oder Rüben oder Bartsch. Aber alles dies wurde schon früh gekocht und dreimal am Tag auf den Tisch gebracht, am Morgen, zu Mittagessen und zum Abendbrot. Da kann man sich denken, daß mancher auch mit sehr langen Zähnen aß. Auf einem Hofe murrte einst der Knecht jedesmal, wenn die Wirtin rohen sauren Kump mit Kartoffeln auftrug. Er sah alles an und ging dann vom Tisch weg. „Hoho“, sagte der Wirt zur Hausfrau, „das bleibt für die Schweine; morgen wird er fressen. Koch Grütze und mache sie nur halb ab, mag er fressen! Wenn er hungrig ist, wird er schon fressen, er muss fressen.“ Die Wirtin kochte am Morgen Grütze, wie es ihr der Mann geraten hatte. Sie rief zum Frühstück. Der Knecht kommt ins Zimmer, stellt sich an den Tisch, sieht in die Schüssel, was da für eine Speise ist; nachdem er sie sich angesehen hat, geht er aus der Stube. Die Frau sagt: „Was sollen wir jetzt tun? Er hat schon gestern kein Abendbrot gegessen, und heute morgen auch kein Frühstück.“ „Ach Mutter, das bleibt für die Ferkel.“ „Aber Vater,“ sagt sie, „Er muß doch arbeiten.“ „Gib Acht, Mutter, du stehst mehr auf des Knechts als auf meiner Seite.“ „Nein, Vater, das ist nicht wahr, ich halte mich ehrbar nach dem Recht, habe du keine bösen Gedanken. Ich habe nichts mit ihm zu tun; nur tut es mir leid, dass dein Gesinde arbeiten muss und nicht ißt.“ „Was geht es mich an, daß er nicht ißt, soll ich es ihm in die Schnauze schütten? Ich will dir sagen, was du tun mußt. Mach das Sauerkraut besser ab, tue mehr Fett hinein; denn das Essen, das du früher immer kochtest, kann nicht einmal ein Hund fressen.“ „Aber Vater“ sagt sie, „Du verkaufst immer die Mastschweine, woher soll ich Abmachsel bekommen?“ „Nun Mutter, dann werde ich es das nächste Jahr nicht so machen; ich werde es anders anfangen.“ „Wir haben Geld liegen; Verkaufe das Mastschwein nicht, dann werde ich deinen Gesinde besser gerecht werden können.“ Zuletzt sagt der Wirt: „Na, wenn du das Gesinde besser halten wirst, dann werden wir auch Gesinde bekommen; sonst wird kein Teufel zu uns dienen kommen.“

Aber nicht immer ging es so knapp und armselig zu; manchmal kamen auch sehr schmackhafte Speisen auf den Tisch, wie Kissehl, Schupinies, Skilandies und Koschenybe. Ich will euch sagen, wie all diese Speisen zubereitet wurden.

Kissehl machte man so: Hafer wurde auf dem Ofen gedörst und auf der Handmühle gemahlen, dann wurde das Mehl eingesäuert und durch ein Sieb geseiht. Diese Suppe schüttete man in einen Kessel und kochte sie auf dem Feuer, bis sie so fest wurde, daß man, wie meine Mutter zu sagen pflegte, mit Bastschuhen auf ihr gehen konnte. Den Kissehl aß man halb warm und halb kalt; aber wer kein rechter Litauer war, der konnte ihn nicht essen, da sagte er: „Solches Essen, wie es die Litauer fressen, werfen die Deutschen nicht einmal den Schweinen vor.“

Schupinies bestand aus weißen Erbsen, dick – gekocht; man zerquetschte sie mit einem Quirlstock und legte seinen Teil jedem mit einem Stückchen gekochten Speck auf seine Schüssel.

Wenn wir eine Sau oder einen Borg schlachteten, schnitten wir den Speck in Seiten und hängten ihn zum Räuchern in den Kamin. Das Muskelfleisch zerschnitt die Hausfrau in

Stückchen und legte es auf den Tisch in einem Haufen zusammen. Dann tat sie Salz und Pfeffer (manche fügten auch Knoblauch hinzu), und das Mädchen musste den Magen des Schweines auf dem Schnee reinigen. Jetzt stopfte die Hausfrau das Muskelfleisch durch das eine Ende in den Magen so fest sie nur konnte. Darauf nahm sie eine große Nadel, fädmete sich einen Faden ein und nähte das Ende zu, wo sie das Fleisch hineingestopft hatte. Nun tat sie ihn auf ein Brett und legte einen breiten Stein darauf. Dann sagte sie zu den anderen: „Wir werden ihn zusammen pressen, dann wird er anders sein, als deutscher Wurstmagen. Wenn der schon am Georgstag (23.April) lebendig wird und von Würmern wimmelt, müssen sie ihn den Schweinen vorwerfen.“ Aber der Skilandies der Litauer war, wenn sie ihn zu Michaeli anschnitten, so schön wie ein Käse.

Manche Hausfrau machte überhaupt keinen Skilandies, sie sagte zu Nachbarin: „Ach, was nützt der Skilandies? Da muß man ja alles Fleisch in einen einzigen Schweinemagen zusammen stopfen. Ich mache immer Fleischwürste, dann habe ich, wenn wir eine aufgebraucht haben, doch noch viele andere.“

Koschenybe war vom Rind die Leber, Zunge, das Herz und die Knochen von den Füßen zusammengeschlagen und alles in einen Topf abgekocht. Dann las die Hausfrau alle Knochen heraus, nur das Fleisch allein behielt sie zurück. Das schnitt sie in Stücke und tat es in Schüsseln oder Töpfe. Dann goß sie die Suppe, in der sie das Fleisch gekocht hatte, über das Fleisch und tat Fleisch und Pfeffer nach Belieben dazu.

Im Allgemeinen waren die Speisen wie bei den Deutschen. Manchmal sahen es die Litauer von den Deutschen ab und manchmal die Deutschen von den Litauern. Unsere Väter waren mit den Salzburgern wie Brüder; aber mit den Nassauern und Schweizern vertrugen sie sich nicht recht.

Reines Wasser liebten die Alten nicht sehr. Wer Birken hatte, der bohrte im Frühjahr mit einen Bohrer unten den Baum an; da steckte er einen Hahn hinein und stellte unten einen Eimer hin, in dem der Birkensaft hineinfließ. Diesen Saft tranken sie entweder süß oder sie säuerten ihn ein.

Branntwein tranken sie gehörig, und das ist kein Wunder; denn in unserer Gegend kann man sich, wenn es friert oder schneit, oder der Wind tüchtig bläst, ohne Branntwein nicht behelfen. Auf Gesellschaften mischten die Frauen und auch viele Männer, die ein bischen leckermäulig waren, den Branntwein mit Honig; das schmeckte ihnen sehr gut.

Aber das richtige litauische Getränk ist der Alus, den unsere Vorfahren sehr gut zu bereiten verstanden. Sie ließen die Gerste erst zwei Tage weichen; dann füllten sie sie in einem Sack, streckten diesen der Länge nach aus und hielten ihn warm. Wenn die Gerste gekeimt hatte, dann kehrten sie den Sack um und trockneten auf dem Ofen; das Malz vermahlten sie fein und brühten es mit kochendem Wasser ab. Dann ließen sie das kochende Wasser ab und kochten es ein paar Stunden mit Hopfen. Wenn es kalt geworden war, taten sie Hefe dazu und deckten den Kübel zu, in dem das Bier gären sollte. Dann schöpften sie mit Schöpflöffeln

die Hefe in ein anderes Gefäß und seichten das Bier in Fäßchen hinein. Manche buken Brot aus Malz; diese zerschnitt man und begoss die Stücke mit kochendem Wasser; nach einigen Stunden ließen sie es ab und kochten und reinigten es.

Acker und Feld

Die ganze Feldflur war Dorfbesitz; der beste Acker war in ganz schmale Stücke ausgemessen, damit alle gleichviel hätten und keiner zu kurz kommen könnte; denn alles war in alter Zeit königlich, und der Bauer war nicht Besitzer, sondern nur wie ein Gärtner und Arbeiter. Es stand keinen frei, zu verkaufen oder zu tauschen, sondern jeder hinterließ alles seinen Sohn oder seiner Tochter, wie er es selbst von seinem Vater erhalten hatte.

Sie wirtschafteten in drei Feldern, Winterfeld, Sommerfeld, und Brache. Wo das Jahr vorher Wintergetreide war, da standen dieses Jahr Hafer, Gerste, Erbsen und Kartoffeln, und das nächste Jahr kam die Brache.

Sogleich im Frühling um Sankt Georg (23. April) begannen sie das Vieh auszutreiben und das Feld zu bestellen. Zuerst pflügten sie die Kornfelder um und säten Erbsen, dann setzten sie Kartoffeln. Zu St. Urban (25. Mai) wurde Hafer, am Medardustage (08. Juni) Lein und Gerste gesät; Klee und Wicken kannten unsere Väter noch nicht. Dann um Johannis musste das Gras gemäht werden. Wenn gutes Wetter war mähten sie; wenn schlechtes war, fuhren sie Dung und pflügten die Brache um. Vier Wochen nach Johannis, vielleicht auch früher oder später kam die Roggenernte heran. Das war die schwerste Arbeit im ganzen Jahre; da war alles auf dem Felde. Die Männer mähten, die Frauen und Mädchen rafften, und die alten Leute setzten auf. Wenn der Roggen eingefahren war, dann mußte man Weizen, Gerste und Hafer bestellen. Dann kam die Roggensaam am Ägidiusstag (01. Sept.), dann die Weizensaat am Tage der Kreuzeserhöhung (11. Sept.). Zu derselben Zeit raufeten, droschen und spreiteten sie den Flachs aus; dann begannen sie die Grummetwiesen zu hauen. Nach Michaelis nahmen sie Kartoffel und Gemüse aus. Unterdessen hatte sich der Flachs ausgelegt, dann nahmen sie ihn auf und brachen ihn. Damit waren die Feldarbeiten beendet. Wenn der Herbst kam, wurde das Vieh eingestallt und zu Hause gefüttert; das, was überflüssig war, mästeten und schlachteten sie. Spät im Herbst, bis zu Weihnachten, war alles gedroschen. Dann war nichts Rechtes mehr zu arbeiten, nur das Vieh zu füttern und manchmal nach Holz in den Wald zu fahren. Die Frauen hächelten flachs und spannen, die Männer misteten auf dem Hofe den Stall aus und schnitten Häcksel. Das war ihre Arbeit im Winter. Die ganze Zeit, wenn sie nicht arbeiteten, lagen sie hintern Ofen, bis man zum Essen rief.

Die großen Flußwiesen (Auen) waren um die Mähzeit unter alle gleich verteilt; keiner bekam mehr oder weniger als der andere. Und nicht jedes Jahr hatten sie ihre Wiese auf derselben Stelle, sondern es wurde immer gewechselt, damit das beste und das schlechteste Futter reihum ginge. Die Feldwiesen waren Weide. Das ganze Dorf hielt einen Hirten, der immer auf ein Jahr bei einem Wirt der Reihe nach seine Wohnung hatte, von einem Martinstage bis zum anderen. Er schlief mit seiner Frau in der Kammer und bekam jeden Tag einige Hütejungen zur Aushilfe. Ich selbst bin ein solcher Hütejunge gewesen, daher weiß ich

genau, wie das alles zuging. Der Hirte hatte das ganze Vieh in einer Herde zu hüten, Pferde, Ochsen, Kühe, Schafe und Schweine. Jeden Morgen wenn die Sonne aufging, war er am Ende der Straße und blies auf dem Kuhhorn. Dann ging alles Hals über Kopf, bis das Vieh auf die Weide getrieben war. Zum Frühstück hatten wir Hütejungen die Kühe zum Melken nach Hause zu treiben. Wenn wir mit den Kühen heimkamen, da sangen wir: „Holt ab die Kühe, die Kühe, die Kühchen!“ Dann trieb jedes Dienstmädchen oder die Hausfrau selbst ihre Kuh auf ihren Hof. Während die Kühe gemolken wurden, hielten wir Frühstück, und dann gingen wir wieder auf die Straße und begannen zu schreien: „Jagd aus die Kühe, die Kühe, die Kühchen“ dann blieben wir zuerst am Ende der Straße stehen, bis alle Kühe aus jedem Hofe heruntergetrieben waren; dann nahmen wir sie und trieben sie wieder auf die Weide bis zum Abend.

Ein Junge hatte alle Gänse unter sich; der mußte auf nichts anderes aufpassen, als auf seine Gänse. Er gehörte überhaupt nicht zur Herde; er war mit seinen Gänsen immer weit von uns für sich allein und die Wirte sagten zum Hirten; „Laß ja den Jungen nicht hinein, der die Gänse hütet! Sonst, wenn in der Hitze die Kühe zu bisen anfangen, werden sie in den Gänsehaufen hinein laufen und können viele tottreten und Schaden anrichten. Dann wird es ihm vom Lohne abgerechnet werden.“ Aber er nahm sich auch sehr in acht, und es kam auch niemals ein Schade vor. Dann rühmten ihn die Wirte, daß er ein guter Hirt sei.

Die Pferde waren mit dem übrigen Vieh zusammen; die wilden waren gespannt und die faulen gingen los. Das Arbeitsvieh, Pferde und Ochsen, wurde auch in der Nacht gehütet; die Jungen und die Knechte hatten auf die Pferde, die Mädchen auf die Ochsen aufzupassen. Nach Abendbrot zogen wir mit den Pferden auf die Weide. Oft ritten wir auch nach einem anderen Dorf, jene Nachthirten zu verprügeln, und mach mal kamen jene auch zu uns geritten; wer der stärkste war, war der beste. Wenn sie uns nicht bezwangen, dann schlugen wir sie mit Peitschen, wohin wir sie trafen, immer von oben herunter.

Nächtliche Unterhaltungen auf der Weide

Auf der Nachtweide hörte ich viele Geschichten und Späße, an die ich mich noch gut erinnere. Meist erzählten sich die Nachthirten von Spuk und bösen Geistern; ein gewisser Jons Mauruczatis glaubte so fest an solche Dinge, wie an den lieben Gott. „Zwei Wirte“, erzählte er, „Butgereit und Bolz, verabredeten sich immer, im Grenzgraben zusammenzukommen. Eines Abends verspätete sich Bolz. Butgereit führte seine Pferde hin, ließ sie auf die Weide und legte sich in den Graben. Da kommt einer den Graben entlang und legt sich auf ihn. Butgereit gab dem Manne die Hand; da schien es ihn, als sei die Hand ohne Knochen; das war ein Spuk. Es dauerte nicht lange, so kam auch Bolz. „Bruder“, sagte Butgereit, „wie es mir ging, das kannst du dir garnicht denken; ein Spuk hat mich belegen“. „Hast du den Spuk gesehen?“ fragte dieser. „Ich habe ihn nicht gesehen, aber ich gab ihn die Hand, und mir schien`s, daß er sich auf mich legte. Ich werde hier nicht mehr Pferde hüten“. „Geh, geh, du Dummkopf, wo wird dich hier ein Spuk beliegen? Ich werde doch hier ausjagen; ich fürchte den Spuk nicht.“ „Na, Jurgis, wenn du ausjagst, so werde ich auch wieder ausjagen“. Dann hüteten beide wieder dort, und sahen niemals etwas. Aber

Butgereit glaubte immer, daß das ein Spuk war, der ihn belegen hatte, und es war auch wirklich so.

Ein andermal sahen die Nachthirten um 12.00 Uhr, daß einer auf einen Hügel hockt und dort wie ein Schuster arbeitet. Sie redeten ihn auch an, aber der Schuster antwortete ihnen garnicht, sondern blickte nur immer nach allen Himmelsrichtungen um sich. Da liefen die Nachthirten alle davon. Den anderen Abend kamen sie zurück und sahen wieder den Schuster. Da sagte einer von ihnen: „Wir wollen hingehen und den Schuster totschiagen.“ Aber wie sie nahe heran kamen, verschwand er ihnen vor den Augen. Aber sie schlugen doch auf den Hügel los, da blieb ihnen solch ein kleines schwarzes Krümelchen; da glaubten sie alle, daß hier ein Teufelchen gehockt habe.

Vor langer Zeit ging mein Vater, seine Pferde zu suchen, die er in der Nacht auf einer fremden Wiese weiden ließ. Wie er hinkam, fand er einen Schimmel, wo er doch keinen Schimmel hatte. Er nahm einen Zaum und wollte den Schimmel aufzäumen; da blickte er hin und sah, dass der Schimmel Hörner hatte. Da ließ er ihn und machte, daß er fort kam; die Haare standen ihm zu Berge. Seit der Zeit jagte er die Pferde nicht mehr auf jene Weide; er hatte sehr große Angst.

Ich selbst trieb einmal die Pferde auf die Weide; auf einem ritt ich, die andern trieb ich vor mir her. Wie ich auf die Weide geritten kam, da sah ich auf der Wiese (es war schon ein bisschen dunkel) etwas Weißes wie einen Hund. Da ritt ich mit dem Pferde so nahe heran, dass ich es mit der Peitsche reichen konnte, und hieb neben dem Kopfe der Stute, nach dem weißen Hunde; da verschwand er mir vor den Augen und ich weiß nicht, wo er blieb. Aber ich denke, daß das nichts Gutes war.“

Als Mauruczatis aufgehört hatte, da begann sein Halbbruder Christian, der jenen immer für einen Narren hielt und verspottete, zu erzählen:

„Meine Mutter erzählte mir, wie ihre Mutter ihr erzählt hätte, daß ihr Mann gestorben und begraben war. Einige Tage später geht die Frau auf den Kletenboden, wo ein großer, leerer Kübel stand. Als sie in den Kübel sah, da hockte ihr Mann dort drin. Da erschrak sie sehr und rief den Knecht herbei. „Christoph, Christoph, wir wollen zusammen auf den Kletenboden gehen; in dem Kübel ist unser Vater.“ „Ach du närrisches Weib, auf dem Kirchhof ist er begraben, wird er jetzt auf der Lucht sein? Geh, du Törin, glaube nicht solche Ammenmärchen, dann wirst du verständig sein.“ So sage ich auch dir, Jons: „Glaube nicht solche Ammenmärchen, dann wirst du verständig sein.“

„Aber es ist doch wahr“, antwortete Jons, „ich weiß noch so eine Geschichte“. Eines Abends kam zur Bitene in die Küche ein junges Herrchen in einem grünen Rock. „Mutter“, sagte er, „Wo geht der Weg nach Kaschuben?“ „Ach, mein Lieber, ich weiß es nicht; Gott weiß es, wo der Weg nach Kaschuben geht“. Wenn ich gesagt hätte, sagte die Bitene, die Teufel wissen, wo der Weg nach Kaschuben geht, so hätte er mich mitgenommen; aber wie ich sagte, der Herrgott weiß es, wo der Weg nach Kaschuben geht, da er ging er mit einem

solchen Sturme aus dem Hause, das ich dachte, er nimmt das ganze Haus mit. War das etwa nichts?“

„Ich glaube nicht, was so ein altes Weib wie die alte Bitenene schwatzt“, antwortete Christian.

„Ich glaube auch nicht an Geister“, sagte Kusat, „Aber ich denke doch, dass es viele Dinge gibt, die man sich nicht erklären kann, und die man doch für wahr halten muss“. Vor langen Jahren war die Kirche von Göritten bestohlen worden; der Dieb hatte den Altar entkleidet und das Kruzifix weggenommen; das warf er hier auf einer Wiese fort. Lange Zeit wußte niemand wer der Dieb war, und man fand die gestohlenen Sachen nicht wieder. Nur allein das Kruzifix vom Altar fand ein Litauer. Dieser ging einmal Nachts im Dozunbruch von Göritten nach Kalweitschen. Da hörte er rufen: „Komm her, komm her, nimm mich mit!“ Er geriet sehr in Furcht und lief davon. Am anderen Tage ging er zum Pfarrer und erzählte ihm den ganzen Vorfall. Der Pfarrer sagte ihm: „Fürchte dich nicht, und wenn du noch einmal die Stimme hörst, dann geh geraden Wegs darauf zu und sieh, was da ist“. In derselben Nacht ging er wieder den Weg und hörte wieder die Stimme noch trauriger rufen: „Komm her, komm her, hilf mir!“ Da ging er hin und fand das Kruzifix, das aus der Kirche gestohlen war. Ich glaube nicht, daß das ein Gespenst oder Geist war, aber es war doch eine himmlische Stimme, die dem Manne den Ort zeigen wollte, wo der Dieb die gestohlenen Sachen fortgeworfen hatte.“

„Wißt ihr,“ sagte ein anderer, „dass hier, nicht weit von der Stelle, wo wir jetzt unsere Pferde hüten, vor langer Zeit ein Mensch sich das Leben genommen hat? Der könnte gut spuken und uns erschrecken, wenn er wollte. Das trug sich so zu. In der Zeit, als in Stallupönen Soldaten standen (das war bis zur ersten Franzosenzeit) desertierte ein Husar. Aber er konnte nicht weiter kommen, als zum Kirchhof von Dozuhnen (Dozuhnen = Mulden, 1838 zu Bruchhöfen). Dort wollte er seine zwei Pistolen laden. Auf der Wiese aber mähten die Gärtner von Göritten Gras; die sahen ihn und gingen mit Sensen auf ihn los. Da nahm er eine Pistole und schoß auf den Ersten; aber er traf ihn nicht. Da zog er schnell die andere geladene Pistole heraus und schoss sich selbst tot. Da fuhren zwei Bauern und zwei Arbeiter die Leiche in die Stadt zum General; der sagte: „Wenn ihr ihn lebend gebracht hättet, hättet ihr fünf Taler bekommen. Jetzt fahrt ihn auf das Kleefeld und begrabt ihn da.“ Dann kommandierte der General, der Rambow hieß, (unter Rambow keine Husaren in Stallupönen, 1772 – 1776: 2. Eskadron d. Husaren –Reg.v. Lossow; 1796 – 1808: Füsilierbatalion v. Rembow; 1809 – 1812: 1 Eskadron vom 1. Leibhusaren Reg. Unter Major v. Lokstädt) noch zwei Leute mit Spaten, und die alle machten ein Grab und begruben den Soldaten. Wie diese zurück kehrten, meldeten sie sich wieder beim General und die beiden Arbeiter gingen mit. Da nahm der General zwei Taler heraus und sagte: „Ihr beiden Bauern, da habt ihr ein Taler; und ihr beiden Arbeiter, da ist auch für euch ein Taler.“

Es war da ein gewisser Michel Kurapkaties, der sehr gerne von den Russen und Franzosen erzählte, was er selbst von seinen Vätern gehört hatte. Er begann:

„ Im siebenjährigen Kriege, als die Russen die Preußen besiegt hatten, da hat mir mein Großvater erzählt, wie es ihm erging. Eines Morgens plünderten die Russen auch in Dozuhnen, daß die Federn nur so aus den Betten auf die Straße herausflogen. Alle waren davongelaufen, als sie hörten, daß ein so großes Geschrei im Dorfe war. Ich selbst war zehn Jahre alt und lag noch im Bettchen; da erwachte ich und lief im bloßen Hemde aus dem Bett auf die Straße heraus. Da kam ein Russe, der zog mir das Hemd über den Kopf und ließ mich nackt und weinend auf der Straße stehen. Da kommt ein anderer Russe aus dem Tore des Sudeikis; wie der mich sah, sagte er auf russisch zu jenem, der mir das Hemd ausgezogen hatte: „Stupoi“, das heißt „Halt!“ Dann ging er auf jenen zu, nahm ihm das Hemd aus der Hand und schalt ihn tüchtig aus, indem er sagte (das war aber ein polnischer Soldat): „Unser Mütterchen hat nicht erlaubt, einen Christen nackt auf der Straße zu lassen.“ Dann warf er mir das Hemd über den Kopf, und ich zog es an und wollte nach Hause gehen. Der Russe hatte so einen Ranzen, daraus nahm er ein Stück schwarzes Brot: „Da, Junge,“ sagte er, „ch sehe, daß du hungrig bist; zu Hause wird's nichts geben.“ So oft meines Vaters Vater den Vorfall erzählte, fing er zu weinen an.

Zu derselben Zeit kamen die Russen auch nach Dupönen und machten sich da ans Plündern. Alle Einwohner waren weggelaufen; nur ein starker Mann, ein Deutscher mit Namen Reiß, war geblieben und begann auf sie zu schelten, daß sie soviel Schaden anrichteten. Da zogen sie ihn nackt aus, und einer band ihn an sein Pferd. So ritten sie mit ihm den Weg, der nach der Stadt zu geht. Wie sie nach Göritten kamen gegenüber dem Pfarrhause, kam der Pfarrer, Suasius mit Namen, heraus und sah sein Pfarrkind an das Pferd gebunden. Reiß bat den Pfarrer, daß er ihm helfen möge. Der Pfarrer konnte nichts tun, als jene bitten, daß sie ihn freigegeben möchten. Aber die Russen zogen auch den Pfarrer nackt aus und führten beide, den Pfarrer und sein Gemeindeglied fort. Wie sie mit den beiden Gefangenen nach Alexkehmen kamen, saßen sie von den Pferden ab und gingen in den Krug trinken, und die beiden ließen sie an den Pferden angebunden. Da kamen zwei Frauen aus dem Krüge, sahen die beiden und hatten Mitleid mit den unglücklichen Männern; sie gaben ihnen Kleider und banden sie von den Pferden los. Wie die Russen herauskamen und ihre Gefangenen nicht sahen, fingen sie an zu fluchen und zu schreien; aber sie fanden sie nicht, denn die beiden hatten sich unter der Brücke versteckt. Aber der Pfarrer war so erschrocken, daß er bald starb.

Die alten Leute erzählten mir auch, daß die Russen in dieser Zeit den Bürgermeister in Goldap lebend brien, daß sie Kinder lebendig auf die Bajonette spießten, alle totmachten, die ihnen in den Weg kamen und alle Häuser niederrissen.

Aber das ist kein großes Wunder, daß die Russen so böse waren, denn zur Zeit des siebenjährigen Krieges waren sie unsere Feinde und kämpften gegen unsern König. Zur Zeit der Franzosen waren sie mit uns verbündet, aber sie führten sich doch nicht viel besser auf. Im Jahre dreizehn (1813) erzählte mir mein Vater, als die Franzosen sich schon wieder über die Grenze zurückgezogen hatten und die Russen ihnen folgten, da kam ein Haufe nach Kallweitschen und begann zu plündern und zu brennen, so daß einige Wirte aus diesem

Dorfe über den Bruch nach Alexkehmen zum Knochenhauer führen und ihm um Hilfe bitten. Dieser ließ einen Schlitten anspannen und fuhr mit einem Knecht geradenwegs über die Felder nach der Stadt. Zu der Zeit kamen Russen aus Kallweitschen und sahen den Schlitten auf die Stadt zufahren. Da dachten sie sofort, daß jener in die Stadt fahre, sie beim Major zu verklagen, und setzten ihm nach. Es dauerte nicht lange, da holten sie ihn ein. Der Knecht lief davon, aber den Herrn zerschlugen sie mit ihren Säbeln und Knuten so, daß er nach einigen Tagen starb. Diese Russen wurden später in Schleiwen [zwischen Haldenau und Eydtkau] gefangen und erschossen. Aber was nützt das? den Gestorbenen konnte niemand wieder auferwecken.

In einer Sache waren die Russen besser als die Franzosen. Diese wollten immer feine Speisen, Salat, Hühner und Eier; jene waren zufrieden, wenn sie nur Branntwein und genug zum Sattfressen bekamen.

„Auch ich hörte immer“, sagte Baltruschatis, „daß das die Franzosen sehr übermütig waren, daß sie aber niemals solche Scheußlichkeiten verübten und soviel Schaden anrichteten wie die Russen. Als jene nach Russland gingen, da war hier bei uns eine schwere Zeit; aber wie sie zurückkehrten, da waren sie wie die Lämmer. In der Zeit fuhr bei meines Vaters Mutter ein Soldat in einem Schlitten mit einem Schimmel vor und bat um Nachtherberge; er würde zahlen, was es kostete. Mein Vater führte den Schimmel in den Stall, und der Franzose brachte aus seinem Schlitten ein großes Bündel; das öffnete er und legte alles, was er hatte, auf den Tisch. Da war ein silberner Leuchter aus einer Kirche und seidene Tücher vom Altar, so groß wie Kopftücher, und viel Goldgeld. Wie er seine Stiefel auszog, da hatte er seidene Fußlappen um die Füße gewickelt. Da ärgerten sie sich alle sehr, daß solch ein Hundsfott so teure Fußlappen aus Moskau an den Füßen trug. Und es waren da zwei Brüder, mein Vater und meines Vaters Bruder, die beiden verabredeten sich, ihn totzuschlagen und den Reichtum für sich zu behalten. Da sagte ihre Mutter: „Jungen, wenn ihr das tut, so gehe ich in die Stadt und melde es der Polizei. Er ist auch einer Mutter Sohn und von seinem Kaiser in den Krieg geschickt.“ Als die Jungen das hörten, ließen sie ihn in Frieden und er legte sich schlafen. Am andern Morgen stand der Franzose auf, wusch sich und kämmte sich den Kopf. Es fror aber sehr. Dann bedankte er sich für die Nachtherberge und schenkte der Wirtin fünf Fünffrankenstücke. Sie begleitete ihn und sagte zu dem Soldaten: „Gott gebe, daß du glücklich heimkehrst.“ Der Franzose reiste weiter seiner Heimat zu; aber wir wissen nicht, wo er geblieben ist, ob er nach Hause kam oder ob er hier den Tod fand.“

„Ach ihr mit euren Russen und Franzosen“, sagte Blaudzun, der solche Erzählungen garnicht leiden konnte, „ich will euch noch einige Stückchen vom alten Biteneit erzählen, bis die Sonne aufgeht und es Zeit ist, die Pferde nach Hause zu jagen. Ihr wisst alle, daß Biteneit sehr schlecht wirtschaftete und immer Geld schuldig war. Aber ihr wisst nicht, wie er einmal meinen Vater narrte und betrog, von dem er zehn Taler geliehen hatte. Als mein Vater sein Geld zurückhaben wollte, sagte ihm Biteneit: „Komm mit mir in den Schweinestall, da habe ich alles aufbewahrt.“ Im Stalle war ein großer eichener Schweinetrog, den konnten kaum zwei Männer heben. Da sagte er: „ich würde dir deine zehn Taler geben, aber mein Geld ist

unter dem Schweinetrog vergraben. Hebe den Trog auf; ich werde drunter kriechen und das Geld herausnehmen.“ Dieser geht heran und versucht, den Trog zu heben, aber er kann es nicht fertig bringen. Da hoben sie beide den Trog an; mein Vater hielt ihn und Biteneit kroch drunter, das Geld zu suchen. „Kriech hervor,“ sagte der Vater, „ich kann es schon nicht mehr aushalten. Wenn ich den Trog loslasse, zerschmettere ich dir den Kopf.“ „Wart ein bißchen“ sagte Biteneit, „ich muß es doch finden, ich habe es ja selbst vergraben.“ Aber das war nicht wahr, er hielt ihn zum Narren und hatte nicht einen Groschen. Dann, wie mein Vater es nicht mehr aushalten konnte und zu schreien begann, kroch Biteneit hervor und sagte: „Wenn du den Trog nicht halten kannst, so kann ich dir auch dein Geld nicht zurückgeben.“ Da sah dieser, daß er nichts bekommen würde und ließ später den Biteneit in Ruhe.

Einmal war er in der Stadt in einer Schenke und hatte sich gehörig betrunken. Da traf er zwei Drescher, die an dem Tage ausgedroschen hatten und auch Einhalbquartierchen trinken wollten. Zu diesen sagte er: „Jetzt wollen wir noch zusammen was trinken, kommt nur in die Stube, und später könnt ihr mit mir mitfahren, dort an der Türe sind meine Pferde angebunden. Die beiden gingen mit ihm hinein, und alle drei fingen an zu trinken. Nach einem Weilchen ging Biteneit hinaus, sich das Wasser abzuschlagen und sah, daß ein Pferd sich ausgespannt hatte. Was tut er jetzt? Er spannte auch das andere Pferd aus und ließ es nach Hause laufen. Dann ging er wieder in die Stube, und die Drei tranken weiter. Wie sie genug getrunken hatten, wollten sie nach Hause fahren. Da sahen sie, daß kein Pferd am Schlitten war. Denn es war Winter und sehr kalt. Die Drescher sagten: „Was sollen wir jetzt tun?“ Aber Biteneit sagte: „Das tut nichts; es ist schöner Schlittweg, Ihr faßt an die Deichsel und ich schiebe von hinten. Ich habe versprochen, euch mitzunehmen, und will es auch tun.“ Jetzt machten sich die drei auf den Weg nach Hause. Jene beiden zogen wie Pferde und er schob hinten und schlug mit der Peitsche. Zuerst ging alles gut. Es war Mondschein, aber es fror, daß die Zäune krachten. Unterwegs begann Biteneit zu schreien: „Ach, mein Fuß, mein Fuß; ich habe mir den Fuß verrenkt und kann nicht mehr schieben. Ihr müsst mich jetzt auf dem Schlitten laden und nach Hause fahren.“ Die Drescher wollten es zuerst nicht tun; aber er brüllte und schrie so, daß sie ihn schließlich nach Hause fahren mußten. Wie sie an einen Kreuzweg kamen, nicht weit von seinem Hause, da sprang er lustig vom Schlitten und sagte: „Danke, jetzt könnt ihr nach Hause gehen, ich werde schon selbst meinen Weg finden.“

Mit denselben Dreschern hatte er noch einen andern Spaß. Er aß niemals frisches Fleisch, sondern bewahrte sein Fleisch immer ein paar Tage in einem Winkel des Stalls auf. Aber die Drescher kannten den Ort schon und stahlen ihm immer das Fleisch weg. Da dachte er: Ich will euch lehren, daß ihr nicht wieder kommt. Eines Tages fand er eine krepierete Krähe. Die nahm er mit und briet sie in Luderfett, so daß sie aussah, wie eine Taube, und legte sie an denselben Ort, wo er immer das Fleisch aufbewahrt hatte. Dann versteckte er sich draußen und wartete, bis sie kämen und das Aas essen würden. Es dauerte nicht lange, da kamen sie herein und freuten sich sehr; jetzt werden sie Taubenbraten essen. Wie sie den letzten Bissen aufgegessen hatten, da kam er aus seinem Winkel hervor und fragte: „Wisst ihr, was ihr gegessen habt?“ Jene sagten: „Wir haben doch Taubenbraten gegessen.“ „Ach nein“,

sagte er, „ihr habt Aas gegessen, eine krepierete Krähe; seht, da ist ihr Kopf.“ Da fingen sie an, sich zu erbrechen und zu spucken; aber später ließen sie sein Fleisch immer in Ruhe.

Zuletzt wurde seine Wirtschaft verkauft, und er blieb bei dem Herrn, der sie gekauft hatte, als Knecht; aber er wurde so gut gehalten, wie ein Altsitzer, und machte sich nichts daraus, sondern war immer lustig und zufrieden. In der Zeit bekam er einen Brief vom Gericht, daß er den und den Tag sich zum Termin stellen müsse. Er warf den Terminbrief fort und ging nicht aufs Gericht. Nach einigen Tagen bekam er einen anderen Brief; in diesem stand, wenn er nicht zum Termin käme, so würde er abgeholt werden. Er warf auch den Brief weg und ging wieder nicht hin. Am selben Tage kam der Wachtmeister, ihn abzuholen. Das war um Mittag. Er sagte zum Wachtmeister: „Lass mich Mittag essen, dann will ich mitgehen.“ „Aber beeile dich ja,“ sagte dieser, „der Herr auf dem Gericht will schnell fertig werden.“ Als er mit dem Essen fertig war, führen sie beide aufs Gericht und es traf sich bei demselben Herrn, der seinen Hof verkauft hatte. „Bist du der Heinrich Bitteneit?“ sagte dieser. „Ja,“ sagte er. „Bist du Wirt?“ er sagte nichts; denn er ärgerte sich sehr, daß jener sich so stellte, als ob er ihn nicht kenne. Aber der Herr wurde auch böse und schrie ihn an: „Bist du Altsitzer?“ Er schwieg wieder. Da brüllte ihn der Herr tüchtig an. „Na, was bist du, wenn du weder Wirt noch Altsitzer bist?“ „Ich bin ein Mensch,“ sagte Bitteneit, er wollte den Herren nämlich lehren, dass ein Mensch menschlich angeredet und nicht angebellt werden muß, wie ein Hund.

Auf dem Hofe, auf dem er als Knecht war, verendete mitten im Sommer ein Schwein. Da bat er den Herrn, daß er ihm das Schwein schenken möge. „Nimm es,“ sagte der Herr, „und mach damit, was du willst.“ Mein Bitteneit ließ das Schwein drei Tage im Stalle liegen; dann trug er es ins Brandhaus und fing an es zu sengen; da wurde es zweimal so dick und stank schon fürchterlich. Er selbst sah von der Asche und dem Ruß so schwarz aus, wie der Teufel. „Wenn ich gewusst hätte,“ sagte er, „daß es so stinken wird, so hätte ich es garnicht angefangen, aber jetzt muß ich es zu Ende führen.“ Dann ließ er bei den Frauen herumsagen, daß er ein Schwein schlachten und das Fleisch billig verkaufen wolle, aber das Schwein trug er wieder in den Stall und fing an, es zu zerschneiden, so daß es noch mehr stank als zuerst. Dann nahm er ein paar Eimer Wasser und spülte sein Schwein ab. Schon kamen die Frauen von allen Seiten her in den Stall. Die erste sagte: „Aber es riecht schon ein bißchen.“ „Das macht nichts“, sagte er, „ich will dir den Kopf schenken, aber du mußt mir das Gehirn braten.“ Das tat sie und trug den Kopf für sich nach Hause. Die anderen Frauen nahmen auch jede ein Stückchen Fleisch; die es nicht bezahlen konnten, denen schenkte er es. So waren alle zufrieden und es schadete niemandem etwas.

Als er schon sehr alt war, legte er sich einmal zu Bett und lag so steif da, wie ein Toter. Viele Leute kamen, ihn sich anzusehen, aber niemand weinte. Da kam auch seine Tochter Anike, und er wartete, ob sie weinen würde; aber die Tochter war ganz ruhig und gefasst. Wie er ein Weilchen lag, da mußte er husten. Da sprang er aus dem Bett und sagte zur Tochter: „Du Kröte, du kannst nicht weinen, wenn dein Vater gestorben ist? Aber jetzt werde ich erst

recht leben und noch lange nicht sterben.“ Und dann war er noch viele Jahre lang rüstig und gesund, und zuletzt starb er ohne Schmerzen.

So unterhielten sich die Nachthirten und vertrieben sich, damit ihnen die Nacht nicht zu lang würde, die Zeit. Hütejungen fanden sich immer genug; denn damals war nur von Michaelis bis Jurginn (23. April) Schule, den ganzen Sommer gingen die Jungen zum Hirten aufs Feld, die Herde zu hüten. Viele waren halbnackt, besonders die fremden Jungen, deren Väter selbst nichts hatten, aber sie kümmerten sich weder um Wärme noch Kälte, und waren immer gesund und lustig.

Spiele der Hütejungen

Manchmal hatten wir auch ein Spiel. Wenn es im Sommer warm war, zogen alle Jungen ihre Kleider aus bis aufs Hemd. Von den Kleidern machten sie einen großen Haufen und steckten eine Peitsche so in den Haufen, daß die Schnur oben herauskam. Dann mußte einer die Schnur am Ende anpacken und den Haufen bewachen. Der schrie: „Nehmt, kauft, der Markt brennt,“ da fielen alle Jungen über den Haufen her, und jeder nahm, was er nur konnte. Jetzt mußte der, der auf Posten war, den anderen, die die Kleider genommen hatten nachlaufen, und wenn er einen fing, nahm er ihm alles weg, und jener mußte Posten stehen. Aber da er die Schnur nicht loslassen durfte, konnte er nicht weit fort, und oft fing er lange Zeit keinen. Dann lachten die anderen ihn aus und schrieten mit lauter Stimme.

Es gab auch ein anderes Spiel, daß wir „Sauchen Kutzen“ nannten. Auf einer Wiese wurde ein Loch gebohrt und nicht weit vom Loche ein Stein hingelegt. Alle Jungen hatten Knüttel und einer stand Wache. Jetzt mußte ein anderer mit seinem Knüttel den Stein schlagen, so daß er ins Loch rollte. Wenn dieser ihn nicht hineinschlug, dann mußte ein anderer, der auf jener Seite des Loches stand, den Stein aufhalten und ihn nach dem Loch hin zurücktreiben. So entstand ein langer Kampf. Zuletzt traf es sich doch, daß der Stein in das Loch hineinfiel; dann mußte der, welcher verspielt hatte, auf Wache gehen, und ein anderer mit jenem kämpfen, und alles fing wieder an wie es zuerst war.

Ich erinnere mich noch an ein anderes Spiel. Ein Junge stand auf einem Erdhügel oder einem Steine und rief: „Ich bin König, Herr des Hofes“. Dann kam ein anderer heran und stieß ihn herunter, stellte sich selbst auf dem Stein und sagte: „Ich bin König, Herr des Hofes!“ Dann kam wieder ein anderer und gab diesen einen Stoß, der war aber vielleicht nicht im Stande, ihn fortzustoßen. Jener behauptet seinen Platz, aber dieser läßt nicht nach; er kommt wieder auf ihn los und will ihn besiegen. Beide sind schon ermüdet, aber doch läßt keiner nach, weder der, der auf dem Steine steht, noch der, der mit ihm kämpft. Aber wenn jener seinen Platz auch lange behauptet, schließlich muß er doch vom Stein heruntergehen und einen anderen hinauflassen. Wenn es im Herbst sehr kalt war, dann gab uns der Hirt solch ein Spiel an, Er sagte: „Jungen, besorgt euch jeder einen tüchtigen Knüppel, damit wir tüchtig warm werden können.“ Und wenn wir das Spiel eine halbe Stunde gespielt hatten, da war unser Rücken so warm, als ob wir uns am Ofen gewärmt hätten. Manchmal waren wir schon ermüdet, aber keiner wollte das Spiel vor dem andern aufgeben; da sagte der Hirte:

„Jungen, hört doch auf, es ist ja schon genug; du, wie heißt du? geh dort zu den Schweinen; und du, geh dorthin, die Pferde kommen zu Schaden.“

Die kirchlichen Feste

Hört jetzt, wie die alten Litauer die großen Festtage feierten.

Am **Abend vor Weihnachten** sagte die Wirtin: „Heute muß die ganze Nacht der Kiehnsplan brennen; wer will, kann sich schlafen legen, und wer will, kann das Gesangbuch nehmen. Morgen früh gibt es zum Frühstück Braten, Wurst, Branntwein, Bier und Suppe.“ Da blieben manche die ganze Nacht über wach, beteten und sangen, andere legten sich auch schlafen. Am ersten Weihnachtstage wurden am Morgen Äpfel und feines Weizenbrot auf das Balkenbrett gelegt. Dann weckte der Vater alle Kinder, so viel er hatte; sie mußten sich waschen und anziehen. Dann stellte der Vater sie dem Alter nach auf, so daß der Älteste der erste war, dann das zweite und dritte, so viel er ihrer hatte. Dann fragte er zuerst den Ältesten: „Mein Sohn, sage auf, was du kannst.“ Das Kind sagte nun auf, was es konnte. Wenn es seinen Spruch hergesagt hatte, nahm der Vater ein Geschenk vom Balkenbrett und gab es ihm. Dann ging er zum nächsten heran und fragte: „Was kannst du aufsagen?“ Der konnte nichts aufsagen; da fing er an zu weinen. Der Vater sagte: „Mein Kind weine nicht, du bekommst ja auch ein Geschenk.“ Und er gibt ihm etwas; da läuft es zur Mutter, da ist sein Weinen vorüber, da lacht es, als ob es garnicht geweint hätte. Die Mutter sagt: „Ich hörte es doch, warum hast du geweint? Ach, weil du dem Vater nichts aufsagen konntest.“ Zum Schluß waren alle lustig und zufrieden. Nachmittag sagte der Wirt: „Wer in die Kirche gehen will, der kann gehen; wir beide, ich mit der Wirtin, werden das Vieh füttern und tränken.“ Da gingen alle, die wollten, in die Kirche, und am nächsten Tag wieder. Am Abend ging die Jugend zum Tanze, wo Musik war. Die Alten hatten Gäste oder gingen selbst zu Gaste zu einem Nachbar oder zu einem Bruder in ein anderes Dorf auf Besuch. Viele gingen auch in den Krug Branntwein trinken und Karten spielen. In den ältesten Zeiten wußten unsere Väter gar nichts von Karten, bis sie von den Deutschen solche Spiele lernten, wie Schafskopf und Pracher. Pracher ist für Kinder, aber Schafskopf ist ein schönes Spiel. Eichelober ist der Höchste, dann kommt Grünober, dann Rotober, und Schellenober ist der Niedrigste. Nach den Obern kommen die Unter in derselben Reihenfolge und dann die Farbe, die meldet der, der die meisten Trümpfe hat. Jetzt muß der, welcher links vom Kartengeber sitzt, ausspielen, und wenn er kann, trumpft er; die Kleinen treiben die Großen. Das ist ein deutsches Spiel, aber ein Spiel haben sich die Litauer selbst ausgedacht, das nannten sie Ißpeßtinias (Rupfen). Die Karten wurden in ein Pack zusammengelegt und einer mußte eine Karte aus dem Pack herausziehen und die Mütze abnehmen, denn die Karte ist sein Herr. Jetzt wird die Karte zwischen die anderen hineingesteckt. Die Karten werden gemischt und er selbst muß abheben. Jetzt hält ihn einer an den Haaren und einer wendet eine Karte um. „Was ist das für eine Farbe?“ „Eichel.“ Da schüttelt ihn dieser an den Haaren und sagt: „Schüttle nicht Eicheln.“ Jener wendet eine andere Karte um: rot. Da zieht dieser ihm am Ohr: „Rot ist die Rose.“ Wenn er eine grüne Karte umwendet, sagte er: „Trinke nicht grünen Wein, du bist kein Herr,“ und fuhr in so derb mit der flachen Hand von unten über das Gesicht, daß ihm

manchmal die Tränen aus dem Augen kamen. Wenn Schellen gewendet wurde, dann schlug er ihm mit der Faust auf den Kopf und sagte „bumbum“. Wieder wendete er eine Karte um und so immer weiter, bis er die Karte umwendete, die jener heraus gezogen hatte. Da fasste er ihn am Genick und sagte: „Der Herr kam nach Hause geritten, verneige dich,“ und er bog ihn so stark, daß das Genick krachte. Das ist ein echt litauisches Spiel.

Die ganze Zeit von **Weihnachten bis Drei Könige** arbeiteten sie wenig. Die Frauen spannen nicht. Die Jungen gingen jeden Abend zum Tanz. Nur wenn der Samstagabend kam, blieben sie zu Hause. Dieses Tanzvergnügen war der Reihe nach bei jedem Wirte. Da gab es weder Musik noch Getränke, sondern man scherzte nur, sang und erzählte sich, was einer von Neuigkeiten wußte, und vertrieb sich die Zeit mit Spielen. Dann mußten sie sich küssen, und wer nicht richtig küßte, der bekam mit dem Plumsack auf den Rücken. Der Plumsack war aus Handtüchern zusammengedreht, und wer grob war, der schlug so zu, daß man beinahe weinen musste. Dann kam „Schäfchen füttern“ dran. Da setzte der Oberste, der die Spielenden kommandierte, zwei und zwei zusammen, ein Mädchen und einen Burschen, und sagte zu einem der Burschen: „Ich gebe dir ein Schäfchen zum Füttern, aber füttere es gut, ich werde dich auch gut bezahlen; wenn du nicht gut fütterst, bekommst du Prügel.“ Jetzt lahmt das Schaf, er bekommt Prügel. „Na“ sagt er, „Vielleicht stellt sich das Schaf nur so; na, noch einmal, ich will es an die Hand nehmen.“ Jetzt fasste er das Schäfchen an und führte es in die Runde. Dann sprang es wie ein Reh und war so lustig, daß der Herr des Schäfchens sich freute, daß das Schäfchen so übermütig war. Dann spielten wir „den Kranich braten“, da gab es wieder Küsse, und einer, der am Kamin saß, hatte eine Bratpfanne und klapperte, und einer ging mit dem Plumsack mitten in der Stube herum. Ein anderes Spiel nannten wir Brusbart. Da hatte sich einer in ein weißes Laken gehüllt und hielt einen Melkeimer mit Wasser und einen Handtuch darin. In der Stube herum saßen immer zwei und zwei, ein Bursche und ein Mädchen. Da ging jener heran und fragte den Burschen: „Gefällt sie dir?“ „Ja“ „Na, dann begrüßt euch.“ Wie die Beiden sich begrüßen, da nimmt er das Handtuch heraus und beide müssen sich küssen. Da fuhr er mit dem nassen Handtuch allen beiden übers Gesicht. Dann ging er zu einem anderen Paar, es zu trauen. Da fragte: „Gefällt Sie dir?“ Der sagte: „Sie gefällt mir nicht.“ „Na, dann wähle dir eine andere aus, ich habe mehr; such` dir jetzt eine aus, wie du willst.“ Dieser sagte: „Ich will jene.“ Da mußten die beiden wechseln, und jener fragte wieder: „Jetzt wird sie dir doch gefallen?“ Der sagte: „Na, ob sie mir gefällt! Für diesmal mag es gut sein.“ „Na, dann begrüßt euch.“ Da traute er sie mit dem Handtuch, platsch über das Gesicht und sagte: „So lebt denn mit Haß und Liebe, bis der Winter mit Dreck scheidet, dann werdet auch ihr euch scheiden.“

Es kam auch vor, daß wir den ganzen Abend sangen, besonders, wenn das Kränzchen bei der alten Naujoks zusammenkam, die zu jener Zeit Witwe war und mit ihrem Sohne wirtschaftete. Dieser Jurgis Naujoks hatte eine sehr schöne Stimme und seine Schwester Mariechen konnte so gut singen wie der Bruder. Er begann eines Abends dieses Lied:

Vöglein singen, jubilieren
Dort im grünen Walde.
Ruhig schlummert hier der Vater
Unterm hohen Hügel.

Steh' doch auf, o lieber Vater
Mach zurecht den Pflug mir!
Ach, ich werde nicht mehr aufstehn',
Dir den Pflug zu bessern.

Als der Vater den Pflug zurecht machte,
Bin ich klein gewesen,
Als der Bruder pflügt' im Felde,
Hab' ich`s nicht geachtet.

Und die Schwester antwortete und sang:

Vöglein singen, jubilieren
Dort im grünen Walde.
Ruhig schlummert hier die Mutter
Unterm hohen Hügel.

Steh doch auf, o liebe Mutter,
Hilf mir, Leinwand weben!
Ach, ich werde nicht mehr aufsteh'n,
Dir am Webstuhl helfen.

Als die Mutter half beim Weben,
Bin ich klein gewesen;
Als die Schwester saß am Webstuhl,
Hab' ich`s nicht geachtet.

„Das ist ein trauriges Lied“, sagte mein Bruder Martin, der vor wenigen Wochen von den Soldaten zurückgekommen war, „ich will euch ein anderes singen, das ich in Königsberg von einem Kameraden hörte“:

Götterbaum, o du mein grünes Bäumchen,
Wer zerbrach des Götterbaumes Zweiglein?

Und es kam ein kalter Wind aus Norden,
Der zerbrach des Götterbaumes Zweiglein,

Und es kam ein schwarzer Kahn gefahren,
Über Meer und Haff, die großen Wasser.

Was laden wir in den schwarzen Kahn?
Roggen, Gerste, schönen gelben Weizen.

Fahren wollen wir nach der Stadt Elbing,
dort verkaufen wir den gelben Weizen.

Kaufen wollen wir ein Roß in Elbing,
Reiten zu des Edelmannes Hofe.

Holen uns des Edelmannes Mädchen,
Wieh'ert das Ross das wir gekauft haben in Elbing.

Weine, Maid, entführt dem Edelmanne,
Wieh'ere nicht, sei still, mein liebes Rößlein.

Füttern will ich dich mit schönem Hafer,
Tränken will ich dich mit klarem Wasser.

Weine nicht, sei still, mein liebes Mädchen,
Will dir Weizenbrot zu essen geben.

Will dich auch zum Tanze gehen lassen.
- Ist er nicht ein Narr, mein guter Junge?

Will mir Weizenbrot zu essen geben,
Will mich auch zum Tanze gehen lassen.

Das Lied gefiel uns sehr gut, und Martin musste noch eins singen. Das ging so:

Schön ist das Reisen, schön ist das Wandern;
So zog ich meine Straße.

Kam auf der Reise ins grüne Wäldchen,
Kam in ein grünes Wäldchen.

Dort in dem Wäldchen, dort in dem grünen
Steht eine bunte Schenke.

Dort in der Schenke, dort in der bunten,
Trinken drei junge Brüder.

Sieh, es erscheint der Vater, der alte,
Er sucht die jungen Söhne.

Wollt ihr nach Hause, ihr jungen Söhne,
Wohl aus der bunten Schenke!

Das Feld ist nicht gepflügt, das Heu nicht gehauen,
Die Pflüge sind nicht eingerichtet.

Sei nur nicht ängstlich, altes Väterchen,
Mit deiner großen Arbeit.

Wenn wir heimkommen, wenn wir heimwandern,
Wohl aus der bunten Schenke,

Pflügen wir die Felder, mähen wir das Heu,
Die Pflüge machen wir fertig.

Dann trugen alle reihum vor, was jeder konnte. Ännchen Bittens sang folgendes Lied:

Kann nicht lassen, lassen,
Kann mich von ihm nicht wenden,
Dem Schelm, dem lieben Jungen,
Und seinen weißen Händen.

Nun ist dahin das Kränzchen,
Dahin das Band von Seide,
Dahin mögen gehen meine Tage,
Der Jugend schöne Tage.

Ich hab' den Kranz gefunden,
Fand auch das Band von Seide;
Doch niemals fand ich wieder
Der Jugend schöne Tage.

Jurgis Blaudzun der später das Ännchen heiratete (er ist jetzt schon tot), fing an, mit seiner schwachen Stimme zu singen:

Es ritten, es tummelten sich,
Die Brüder durchs Dörfchen,
Wohl durch die ebenen Felder
Über den grünen Rasen.

Ritten gemächlich,
Ritten im Trabe.
Nun kamen sie ans Pförtchen
Und lüfteten die Hüte.

Schön` Guten Abend,
Mutter und Schwieger!
Ist das Töchterchen zu Hause,
Mein junges Liebchen?

Ach, meine Tochter,
Dein junges Liebchen,
Liegt oben in der Kammer,
In schwerer Krankheit Jammer.

Bitterlich weinend
Ging ich übers Höfchen,
Und als ich kam zur Kammer,
Zerdrückt' ich meine Tränen.

Trat in die Türe,
Fasste das Händchen:
Wirst du gesund, mein Liebchen,
Wirst du genesen, mein Mädchen?

Werde genesen,
Werde nicht sterben;
Doch nie werd' ich die Deine,
Niemals dein junges Liebchen.

Ich selbst konnte nicht gut singen, aber ich mußte doch vortragen, was ich wußte. Mein Lied war dieses:

Es tranken im Tümpel zwei Tauben,
Trinkend schüttelten sich beide.

Es ritten durch das Feld zwei Brüder,
Hielten Rat, dieweil sie ritten.

Bruder, wo wird hingeritten,
Wo wird Nachtquartier gehalten?

Bruder, dort wird hin geritten,
Wo die Mädchen gar fein aufgewachsen sind.

Als wir auf das Höfchen ritten,
War noch ungekehrt das Höfchen.

Als wir in das Stübchen traten,
War noch ungefegt das Stübchen.

Bruder, wo wird hingeritten,
Wo wird Nachtquartier gehalten?

Bruder, dort wird hingeritten,
Wo die Mädchen in Müh' und Arbeit aufgewachsen sind.

Als wir auf das Höfchen ritten,
War gar schön gekehrt das Höfchen.

Als wir in das Stübchen traten,
War gar schön gefegt das Stübchen.

„Das ist nichts“, sagte der junge Bittens, der David, der später Musikant wurde und mit den Zigeunern auf Hochzeiten und Erntefeste aufspielte, im Sommer Dachdecker war und im Winter betteln ging; er war schon damals ein großer Schelm, aber ein schöner Mann und war in Berlin Garde du Corps gewesen. „Das ist nichts; Jons, ich habe es dir immer gesagt, dass du nicht singen kannst. Mein Lied wird euch besser gefallen. Hört jetzt zu:“

Krähe kommt im Putz,
Hochzeit auszurichten.

Elch, der Tanzbein, kommt gelaufen,
Will den Kutscher spielen.

Hase läuft herbei, der Stumpfschwanz,
Will zur Seite reiten.

Fliege, die sich satt getrunken,
Führt den Floh zum Tanze.

Flieg` ist schwarz und Floh ist greulich,
Passen nicht zum Tanze.

„Aber meine Kinder“ sagt die alte Naujoks, „das ist Sünde, am Abend vor Neujahr solche Schelmenlieder in den Mund zu nehmen. Morgen ist ein großer Festtag, da müsst ihr alle in die Kirche gehen. Jetzt geht in Gottes Namen nach Hause, es ist schon Zeit, schlafen zu gehen.“ So schickte sie uns ins Bett.

Neujahr gingen wir in die Kirche, um zu hören, wieviel geboren, wieviel gestorben, wieviel getraut und wieviel uneheliche Kinder waren. Wenn man aus der Kirche heimkam, erzählte es jeder dem Wirt oder dem Vater und der Mutter. Der Vater fragte den Sohn: „Na, Junge, weißt du, sind mehr geboren oder gestorben?“ „50 mehr geboren als gestorben.“ Der Vater sagte: „Ich war auch oft Neujahr in der Kirche; wenn der Pfarrer anfing, bekannt zu machen, wieviel geboren und wieviel gestorben waren, dann waren immer mehr geboren als gestorben, wenn auch nur fünf.“

Am **Heiligen Dreikönigstage** führte man einen Menschen herum, der ganz mit Erbsenstroh bedeckt war, daß er aussah, wie ein Bär. Der Bärenführer geht mit dem Bären in die Runde und schlägt ihn mit einem Knüppel, damit er tanzt. Wie er seinen Tanz beendet hatte, da packte er ihn am Genick und warf ihn auf die Diele. Der Bär brüllte und heulte, aber es war nur ein Mensch. Ein anderer lief in die Stube hinein, als Schimmel verkleidet. Der flitzte bald auf eine Bank, bald auf einen Tisch; da schlugen sie ihn und warfen mit Kartoffeln nach ihm. Aber die Kinder dachten, er sei ein richtiges Pferd, und passten sehr auf, daß der Schimmel sie nicht schlug oder biß. Einer verkleidete sich auch als Jude und murmelte immer vor sich hin. Ein anderer ging als Storch. Der hatte einen langen Schnabel, aus Holz gemacht und rot gefärbt. Mit dem klapperte er immer, hieb um sich und erschreckte die Kinder.

Zu **Fastnacht** hatten die Alten die Gewohnheit, spazieren zu fahren. Da wurden ein Paar Pferde vor dem Schlitten gespannt und alle fuhren los; nur die kleinen Kinder blieben mit der Mutter zu Hause. Der Vater kutscherte; die andern, die die Kälte vertragen konnten, zogen sich alle an und legten sich in die Schlitten; denn sie hatten einen solchen Glauben, daß der Flachs gut geraten werde, wenn sie tüchtig herumführen. Am Abend war Musik im Krüge. Dort tanzte die Jugend; die Alten tranken oder spielten Karten und sahen zu, wie dessen und dessen Tochter oder Sohn tanzen kann.

Lichtmess feierten sie gar nicht; sie sagten: „Das ist ein polnischer Feiertag.“ Aber spinnen taten sie doch nicht.

Grün Donnerstag war der größte Markt im ganzen Jahre; da kaufte sich jeder für das Fest, was er brauchte. Aber der Nachmittag war sehr heilig. Da gingen alle zur Beichte und am Abend beteten und sangen sie.

Karfreitag fasteten viele Leute den ganzen Tag. Da war die Kirche so voll gepfropft, wie sie es im ganzen Jahre nur am Karfreitag ist. Den Tag hielten sie sehr heilig, den sie sagten: „Heute haben sie unsern Erlöser gekreuzigt.“ Am Sonnabend gegen den heiligen Abend war schon alles fertig, was sie buken und kochten. Wenn sie in der Kirche läuten hörten, mußten sie jede Arbeit weglegen und in der Stube zusammenkommen. Dann kam das Essen, und nach dem Essen ging jeder, der im Hause war, ins Bett.

Am Morgen des **ersten Osterfeiertages** wurde davon geredet, daß Jesus auferstanden sei, und unsere Väter sagten, daß die Sonne an diesem Morgen beim Aufgehen hüpfte. Der eine dachte, das ist nur eine Dummheit; aber der andere glaubte das und ging sehr früh hinaus, ob er wirklich die Sonne hüpfen sehen wird. „Ja,“ sagte er zum andern „Ich habe die Sonne wirklich hüpfen sehen.“ „O du Dummkopf, wer hat denn der Sonne Musik gemacht, daß sie hüpfen muss? Du hast wohl heute morgen einen Tüchtigen gehoben, da schien es deinen Augen so, als ob etwas flimmerte.“ Nachmittags gingen sie wieder in die Kirche. Am Abend taten sich die Jungen zu einem Haufen zusammen und gingen auf einen andern Hof singen, wie es der alte Brauch war. Dann versammelten sie sich unter den Fenstern des Wirts und meldeten sich, ob sie singen dürften. Wenn der Wirt ja sagte, dann fingen sie an, solch ein Lied zu singen:

Guten Abend, Herr Wirt! Ei lalo....
Guten Abend, Herr Wirt.
Schläfst du schon im süßen Schlummer? Ei lalo
Werde munter aus dem Bette! Ei lalo
Willst du uns auch singen lassen? Ei lalo
Aus dem Bett sprang der Herr Wirt, Ei lalo
Mach das Fenster auf geschwinde. Ei lalo
Liebe Brüder sind die Sängere, Ei lalo
Und ihr Weg ist schwer und sauer, Ei lalo
Dürfen finstere Nacht nicht scheuen, Ei lalo
Müssen schwarzen Kot durchwaten, Ei lalo
Wenig ist was sie verdienen. Ei lalo
Gib uns, bitten schön die Sängere, Ei lalo
Einen Gulden in die Tasche, Ei lalo
Einen Groschen in die Geige. Ei lalo
Bullen brüll'n auf deinem Hofe, Ei lalo
Rosse wiehern in deinem Stalle, Ei lalo
Stolze Pfau'n verstreuen Federn; Ei lalo
Gott sei Dank, auf deinem Felde, Ei lalo
Sei der Boden schwarz gepflüget, Ei lalo

Sei er eben von der Egge, Ei lalo
Grünen mögen deine Saaten. Ei lalo
Sankt Georg hat Tau geschüttelt, Ei lalo
Sankt Johannis Mist gefahren, Ei lalo
Sankt Jakobus mähte Roggen, Ei lalo
Heil`ge Anna band die Garben, Ei lalo....

Und so weiter, bis sie nichts mehr wussten. Manchmal lachten sie den Wirt auch aus und sangen:

„ Ferkel hast du wie die Haken“

Und solche Schelmenlieder. Wenn sie fertig waren, öffnete der Herr das Fenster und reichte ihnen, wie viel da Sänger waren, jedem einen Halben Brantwein und ein Stück Weißbrot durchs Fenster hinaus; wenn er freundlich war, auch ein Dittchen oder einen Achtehalber. („ Dittchen“ und „Achtehalber“ waren ostpreußische Bezeichnungen für den „Silbergroschen“ und das „Zweieinhalb-Silbergroschenstück“ der alten Währung.) Dann legte sich der Wirt wieder schlafen und die Sänger gingen auf einen anderen Hof.

Den **zweiten Ostertag** hielten sie nicht so heilig wie den ersten; abends gingen sie in den Krug, sich zu vergnügen. Der dritte Tag wurde nicht gefeiert; nur daß sie nicht spannen und auch nicht auf dem Felde arbeiteten.

Zu Ostern wurden auch Eier gefärbt. Das war eine große Freude für die Jugend. Wenn unsere Mutter die Ostereier schön färbte, rot oder gelb oder blau, da wussten wir Kinder vor Freude nicht, wohin springen. Einige aßen sie auf, andere tauschten, noch andere gingen tippen. Das machte man so: Einer hielt hin, und ein anderer tippte von oben, wessen Ei entzwei ging, dem nahm jener es weg. Oft gab es zwischen uns Kindern sogar eine Prügelei wegen der Ostereier; denn jeder wollte mehr haben. Mancher machte auch seine Eier bunt. Wenn die Eier gefärbt waren, schmolz er Talg und schrieb mit einem Holzspan seinen Namen, sein Dorf und die Jahreszahl herum; dann ließ er das Ei ein paar Stunden in Kumstwasser („Kumst“ ist ein ostpreußischer Ausdruck für Kohl) liegen. Wenn er es herausnahm, dann hatte es die Säure da, wo es mit Talg beschmiert war, wieder weiß gemacht, und er konnte alles lesen.

An manchen Orten machte man auch Schaukeln. Im Scheunenfach war ein Baum über die Balken gelegt und eine Eggsiele mit Stricken an den Baum gebunden. Die hing so niedrig, etwa zwei Fuß vom Boden, daß die jungen Leute sich da hinein setzen konnten. Wenn einer müde war, kletterte er hinaus, und ein anderer setzte sich hinein. Einer oder zwei stießen die Schaukel an, und sobald sie stehen blieb, schaukelten sie sie wieder ein, wie eine Hängewiege. So belustigten sie sich. Aber nicht immer ging es so fröhlich her. Einmal, wie ich mich erinnere, viel ein Mädchen aus der Schaukel, und ihr war so schlecht, daß man sie nach Hause tragen mußte. Darauf meldete es ihre Mutter beim Schulzen, und der Wirt mußte sofort die Schaukel herunterreißen lassen. Seit der Zeit riet der Gendarm zu Ostern immer

durch die Dörfer, um zu sehen, ob er nicht irgendwo eine Schaukel erblickte. Da hörten sie dann später mit diesen Schaukeln überhaupt auf.

Der **Bußtag** war wie ein Sonntag, niemand arbeitete und viele Menschen gingen in die Kirche.

Himmelfahrt war ein viel größeres Fest; da gingen alle zur Beichte und zum Heiligen Abendmahl.

Pfingsten hielten sie so: Am Tage vor dem Feste hieben sie Zweige von den Bäumen, von Birken, Ahorn und Linden, um die Stuben auszuschnücken. Am ersten Morgen wurde früh alles ausgejagt. Zu Frühstück trieben wir die Kühe wieder nach Hause, und jeder Hirtjunge hatte schon Kränze mit. Da fingen wir die Kühe, umwanden ihnen die Hörner und trieben sie auf die Straße. Hierhin kamen alle Dienstmädchen, um ihre Kühe auf dem Hof zu treiben. Oft holte auch die Wirtin selbst die Kühe von der Straße ab. Dann scherzte sie: „Jungen, meine Kühe haben den schönsten Kranz; ich will euch auch gern geben, um was ihr bittet.“ Am anderen Tage war das Rühreifest. Schon gegen Mittag gingen alle Hirtjungen zu den Wirtinnen nach Eiern und Speck; einer hatte eine Lischke („Lischke“ ist ein ostpreußischer Ausdruck für eine Basttasche) für die Eier, ein anderer ein Säckchen für den Speck, ein anderer hatte einen Becher für das Salz und wieder einer einen Sack für das Holz. Der Hirt und seine Frau waren auf dem Felde; hier hatten sie einen Dreifuß, eine Bratpfanne, Schüsseln und alles, was zur Küche gehört. Dann gingen wir aufs Feld und gaben alles der Frau des Hirten. Jetzt zerschlug sie die Eier und begann zu backen. Das Geld, das sie im Dorfe gegeben hatten, das legten wir zusammen, um Branntwein und Bier aus der nächsten Schenke zu holen. Dann gab es einen großen Schmaus, wie aßen und tranken, bis alle genug hatten. Mancher erbrach sich auch, manchen mussten wir auf einem Karren nach Hause karren.

Trinitatis hielten die Litauer für einen sehr heiligen Tag. Alle gingen zum Pfarrer in die Kirche. Da war keine Musik in der Schenke, ebensowenig wie zu Himmelfahrt.

Das Erntefest.

Jetzt waren alle größeren Feste vorbei, nun kamen die schweren Feldarbeiten, das Grashauen und die Roggenernte. Wenn der Roggen abgehauen war, so war das Erntefest. Da hatte der erste Schnitter einen Grans an der Sense, den er von Hause mitgebracht und an dem seine Binderin eine Handvoll Roggenähren angebunden hatte. So zogen sie singend auf dem Hof. Dort legten sie alles nieder, Sense, Wetzstein und Schluckerfaß; dann gingen sie ins Haus hinein. Der erste Schnitter mit dem Kranze und seine Binderin mußten vorangehen. Und hinter der Türe hielt die Wirtin schon einen Eimer mit Wasser und einen kleinen Milchstüppel bereit. Wenn die beiden in das Haus kamen, goß sie ihnen geradezu ins Gesicht und lief in die Stube. Und der ergriff den Eimer mit Wasser, holte die Wirtin ein und goß ihr den ganzen Eimer über den Kopf.

Der Ernteschmaus stand schon bereit auf dem Tisch, Branntwein, Bier, Fleisch, Kropfel und Weißbrot. Nach dem Essen sangen die einen, andere tanzten. Alle, wenn sie auch noch so müde waren, freuten sich und waren lustig. Am anderen Morgen lag gar mancher bis zum Frühstück im Bett oder im Stall oder in der Scheune, aber sie mußten doch an die Arbeit gehen, wenn sie auch noch nicht ausgenüchert waren. Da wußte die Wirtin schon, daß es nötig war, etwas Saures zum Mittag zu kochen. Was von gestern vom Ernteschmaus an Fleisch übrig geblieben war, das wärmte sie mit Essig, Zwiebeln und Pfeffer auf; sie sagte: „Ich werde euch den Katzenjammer vertreiben.“

In manchen Dörfern hielten sie auch den Hirtenschmaus (das ist der Tag, wo man den neuen Hirten mietet) und die Dorfversammlung fast wie Festtage und an diesen Tagen tranken sie und vergnügten sich bis in die Nacht hinein.

Jetzt will ich erzählen, wie die Litauer **Kindtaufe**, **Hochzeit** und das **Begräbnis** ausrichteten.

Wenn **das neugeborene Kind** abgewaschen, in Windeln gewickelt und ins Bett gelegt war, dann tranken der Vater, die Hebamme, und wer sonst noch da war, den Geburtstrunk. Nach einigen Tagen ließ man das Kind taufen; aber wenn es sehr schwach war, dann brachte man es so schnell wie möglich zur Taufe. Es kam vor, daß das neugeborene Kind lebendig war, aber nur einen halben Tag lebte; da bedauerten sie es sehr, daß es ohne Taufe gestorben war. Zur Kindtaufe lud man nur ein paar Nachbarn ein oder die nächste Verwandtschaft. Wenn die Gäste gekommen waren, wurde nicht viel gegessen und getrunken, sondern man fuhr das Kind sogleich in die Kirche, um es taufen zu lassen. Wenn es getauft war, fuhren sie wieder zurück. Dann feierten sie den ganzen Abend Kindtaufe, aßen und tranken; es kam auch vor, daß sie sangen. Aber es ging nicht sehr lustig dabei zu; sie dachten: „Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen.“

Wenn einer sich **verheiraten** wollte, dann mußte er sich zuerst einen Freismann suchen. Der junge Mann sagte: „Väterchen, sei so gut, mach' für mich den Freismann bei dem und dem Mädchen; werde ich sie kriegen oder nicht? Wenn du einen Korb bekommst, dann schweige, ich werde auch schweigen. Aber wenn sie einigermaßen zusagen, dann gib mir sofort Nachricht.“ Darauf schickte der Freismann seine Frau zu den Eltern des Mädchens. Eine solche Freisfrau war, wie die Litauer sagten, eine Hundezunge. Die traute früher als der Pfarrer. „Mädchen, ich weiß einen Bräutigam für dich.“ „Ei wo denn?“ „Na, da und da; aber solch ein schöner Mann, daß er dir gefallen muß.“ „Ja, ich hab' ihn noch nicht gesehen; mag er gehen, es werden sich noch mehr Bräutigame finden, um den ersten werde ich nicht weinen.“ „Aber meine Tochter“, sagt die Mutter, „dann kannst du zu Hause sitzen bleiben. Niemand wird dich sobald ansprechen, und wenn ein Jahr und noch ein Jahr niemand kommt, dann wirst du grau werden.“ „Na, das tut nichts; auch graue Menschen essen ihr Brot.“ „Aber Mädchen,“ sagt die Freisfrau, „Du weißt nicht was du sprichst; wir beide werden auf den Jahrmarkt fahren und ich werde ihn dir von weitem zeigen. Denk' nur, eine gute Stelle und ein hübscher Mann; ich weiß genau, dass er dir und deinen Eltern gefallen

wird.“ Die Tochter ließ sich überreden und fuhr mit ihrer Mutter und der Freisfrau auf den Jahrmarkt. Dort führte diese die Beiden zusammen, den jungen Mann und das Mädchen, und beide beobachteten sich gegenseitig; dann, wenn eins dem anderen gefiel, kommt sie wieder zum Vater des Mädchens. „Na, Nachbar, ich habe auf dem Jahrmarkt deine Tochter mit einem Bräutigam zusammengebracht.“ „Ach, du Plappermaul, du kannst ja nur dummes Zeug schwatzen.“ „Aber hierin könnt ihr mir glauben, eine gute Wirtschaft und ein schöner Mann, der deiner Tochter auf dem Jahrmarkt sehr gefiel.“ „Margell, komm einmal her. Na, ist das auch wahr?“ „Ei ja, Väterchen.“ „Na, da wollen wir, ich mit der Mutter, und du und die Freisfrau, hinfahren um zu sehen, wie es dort aussieht. Was ich nicht mit meinen Augen gesehen habe, das glaube ich so einem alten Weibe nicht recht.“ Dann fuhren sie alle hin und besahen es sich, und wenn sie sich mit den Eltern des jungen Mannes über die Mitgift besprochen hatten, so feierten sie am kommenden Sonnabend Verlobung. Da ritten der Bursche und der Freismann zu den Eltern des Mädchens; die baten sie in die Stube und forderten sie mit freundlichen Worten auf, sich an den Tisch zu setzen. Da führt die Hochzeitsmutter, sobald das Abendbrot aufgetragen war, das Mädchen zum Burschen und setzt die Beiden am Tisch zusammen, den Burschen auf die linke und das Mädchen auf die rechte Seite. Jetzt nimmt sie zwei Gläser voll Branntwein und stellt sie jedem von ihnen gerade hin; das nennen die Litauer den Zutrunck (Uzgeruwas). Da nahm jeder sein Glas in die Hand und tauschte, so daß der Bursche das Glas des Mädchens nehmen mußte und das Mädchen das des Burschen. Wenn beide ausgetrunken hatten, jeder sein Glas, dann sagte die Hochzeitsmutter: „Jetzt müßt ihr nicht mehr trinken; es würde zwar dem Manne nicht viel schaden, aber dem Mädchen würde es schon sehr schaden. Aber dies Glas, das muss sie austrinken.“ Nach dem Zutrunck wurde für die Verlobten ein Bett in der Klete zurechtgemacht, denn wenn die Eltern des Mädchens wirklich vom Bräutigam dachten, daß er sie nicht sitzen lassen würde, dann ließen sie die Tochter mit dem Bräutigam in der Klete schlafen, dann mochten sie sich wissen. Später ritt der Bräutigam jeden Sonnabend zu seinem Mädchen und begrüßte sie und seine Eltern; dann nötigten ihn an den Tisch und sagten: „Setz` dich, Schwiegersonn“, und trugen ihn zu essen und zu trinken auf, und der Vater und die Mutter des Mädchens waren dabei, sonst fanden sich keine Fremden ein. Am letzten Sonnabend vor der Trauung wurde besprochen, was man für die Hochzeit zurichten wollte. Dann wurde geschlachtet und gebraten. Die Hochzeit war fast immer an einem Dienstag. Da wurde einer aus der Familie der Braut ausgewählt, der ritt der Reihe nach einladen. Zu ihm sagte der Vater des Mädchens: „Du sollst hier zu dem und dort zu dem reiten und das ganze Haus einladen. So zu einem das ist nichts; alle, wer kommt, der kommt, und wer nicht kommt, der kommt nicht.“ Der Platzmeister hatte den Zaum seines Pferdes mit Kränzen umflochten und hatte selbst um seinen Hut einen grünen Kranz und ein rotes Band. In der Hand trug er einen mit einem Kranz geschmückten Stock, und ein kleines weißes Tuch war oben befestigt. Unter dem Tuch war eine kleine Glocke, und wenn er auf den Hof ritt, wo er einladen sollte, so fing er an vor dem Haus zu läuten, damit sie aufmachten. Wenn die Türe geöffnet wurde, dann ritt er gerade in das Haus, und jener musste ihm die Stubentür öffnen, da ritt er in die Stube hinein. Dann lud er alle zur Hochzeit und sagte: „Ich bin der Hochzeitsbitter, ist der Kasys zu Hause? Ich lade alle Jungen und

Alten zur Hochzeit. Wer will, der kann kommen, wer nicht will, der kann zu Hause bleiben. In meines Vaters Haus ist alles bereit, und mein Vater wird euch sehr gut bewirten. Solange das Faß läuft, wird mein Väterchen euch bewirten, und wenn das Faß leerklingt, wird er aufhören euch zu bewirten. Die Pferde werden fressen, aber sie werden nichts in der Schnauze haben. Dann bringt der Vater den Hahn und legt ihn auf den Tisch: „Jetzt, liebe Gäste, solange ich hatte, habe ich euch bewirtet, jetzt, da es alle ist, werde ich euch hinausgeleiten.“ Wenn er mit seiner Einladung fertig war, wurde er mit einem feinen weißen Handtuch beschenkt, und dann ritt er auf einen anderen Hof; da saß er so auf hohem Pferde, daß er nicht einmal hundert Taler genommen hätte.

Am Tage der Hochzeit, wenn die Gäste gekommen waren, waren zuerst die Verwandten des Bräutigams und die Verwandten des Mädchens getrennt, bis die Brautmutter sagte: „Jetzt müsst ihr alle in eine Stube gehen und alle an einem Tische zusammen sitzen; jetzt gehört ihr alle unter einem Wirt.“ Da setzten sie sich an die Tische; hier war schon zu essen und zu trinken aufgetragen worden. Der Freismann, der am Ende des Tisches saß, sprach das Tischgebet und sagte: „Laßt uns essen in Gottes Namen, dann werden wir mit Gott zur Trauung fahren.“ Jetzt fingen alle an zu essen und zu trinken; gar mancher war schon bis zu Trauung tüchtig betrunken. Auf dem Hofe standen schon die Wagen bereit. Der erste war für den Bräutigam und die Braut, die Beiden saßen hinten auf einen Sitz, vorn war der Sitz für den Kutscher allein, der war auch fein gekleidet und hatte eine prächtige Peitsche. Oben am Peitschenstock war ein breites, rotes Band angebunden. Im zweiten Wagen saßen die Musikanten; dann kamen die anderen Wagen mit den Freisleuten und den Gästen. Auf dem Wege zur Kirche waren alle sehr still und ruhig, es wurde kein Unfug getrieben und kein schlechtes Wort gesprochen. Darauf nach der Trauung fuhren sie zurück, aber nur bis zur ersten Schenke. Dort verweilten sie sich lange Zeit mit Tanzen und Trinken. Der Freismann musste dann sehen, was sie verzehrt hatten, und so viel Geld einziehen. Wie sie nach Hause kamen, fanden die Neuvermählten schon ein Tischchen in der Klete vor; da wurde ihnen, wie sie von der Trauung heimkehrten, das erste Essen aufgetragen. Da aßen und tranken die Beiden allein, getrennt von den anderen Gästen. Die waren schon alle in die Stube gegangen und fingen an, sich mit Speisen, Getränken und Tänzen zu belustigen. Später kamen auch die beiden Neuvermählten in die Stube zu den Gästen. In der einen Ecke der Stube war der Brautwinkel ausgeschmückt und mit Tannen behängt. Da waren Vögel aus blauen und weißen Papier ausgeschnitten und an den Tannenästen angebunden; da waren auch rote, weiße, gelbe und blaue Bänder und eine Tasche aus Papier. In der Tasche waren Äpfel, manchmal auch Kartoffeln. Hier am Tisch saß das neuvermählte Paar, und den ganzen Tag, den man den Trauungstag nannte, sahen sie sehr ehrbar und fromm darein, sie tanzten auch nicht, sondern sahen bloß zu, wie die anderen tanzten und unterhielten sich mit den Gästen. Aber am anderen Tag, da ging es schon viel lustiger zu; da durfte auch der Bräutigam tanzen, aber nur mit den Schwestern der Braut. Gegen Abend nahm man der jungen Frau den Kranz ab und band ihr das Kopftuch um, zum Zeichen, daß sie jetzt schon eine Frau war. Dann mußte sie zuerst mit ihrem Mann tanzen; aber die andern durften noch nicht tanzen. Wenn die beiden ihren Tanz beendet hatten, setzten sie sich wieder in den Brautwinkel, und die

anderen Bräutigamsbrüder, wie sie die Litauer nannten, tanzten mit den Mädchen. Dann kam der Brauttanz; da mußte die junge Frau mit jedem Manne einen Tanz tanzen, bis sie keine Luft mehr kriegen konnte. Gegen Abend fuhren die Neuvermählten schon ins Haus des Bräutigams. Am dritten Tage fuhren die beiden wieder in das Haus der jungen Frau, um den Brautschatz zu holen, Betten, Kopfkissen und Truhen mit Kleidern. Hier waren die Gäste noch versammelt, einige noch vom vorigen Tag, andere waren nach Hause gegangen und wieder zurückgekommen. Zuletzt spannten alle die Wagen an und sagten: „Jetzt wollen wir den Brautschatz aufladen und die junge Frau in ihr Elend fahren; möge ihr Gott Glück und Segen geben!“ So geleiteten die Gäste die junge Frau aus ihrem väterlichen Haus in ihr neues Haus. Dann ging jeder seines Weges, und alles war zu Ende.

Ein **Begräbnis** richteten sie so aus: Wenn einer gestorben war, dann wuschen sie die Leiche und legten sie auf ein Brett und breiteten ein weißes Laken darüber aus, bis der Sarg fertig war. Dann zogen sie die Leiche an und legten sie in den Sarg. Darin blieb sie drei oder vier Tage. Jeden Abend kam die Totenwache und sang bis Mitternacht bei dem Toten. Der Kienspahn mußte die ganze Nacht brennen. Wenn der Wirt oder die Wirtin des Hauses gestorben war, dann gab es ein großes Begräbnis; wenn ein Knecht oder ein Kind, dann bat man nur die Nachbarn des Gehöfts zusammen und, wo es nicht weit war, den Bruder oder die Schwester. Dann wurde Weißbrot gebacken und geschlachtet, wenn sie kein eignes hatten, dann kauften sie vom Fleischer für Geld. Bier und Branntwein besorgten sie aus der nächsten Schenke. Es war auch ein alter Brauch, daß jeder Gast ein Legel Branntwein in ein Tuch gebunden mitbrachte, das gaben sie alles dem, der das Begräbnis ausrichtete. Wenn die Gäste kamen, so ging jeder in die Stube und betete ein Vaterunser. Dann setzten sich alle hin, bis der Lehrer oder der Pfarrer kam. Die Reichen nahmen meist den Pfarrer zum Begräbnis, und die Armen den Lehrer. Wenn der kam, dann gingen alle in die Stube, wo die Leiche war. Diese lag offen im Sarge, so daß jeder sie sehen konnte. Jetzt setzte sich der Lehrer ans Ende des Tisches und sagte ein Lied an; da schlug jeder auf und sie saßen sehr ehrbar da und sangen. Wenn das Lied gesungen war, stellte sich der Lehrer an das Kopfende der Leiche und hielt die Leichenrede. Wenn er die Leichenrede beendet hatte, fing er an, das Vaterunser zu beten, da knieten alle nieder. Wenn dann alle wieder aufgestanden waren, wurde die Leiche zugedeckt und hinausgetragen. Jetzt sagte der Lehrer: „Wir wollen am Haus das Lied singen „Einen guten Kampf hab' ich“, auf dem Weg zum Kirchhof wollen wir das Lied „Jesus meine Zuversicht“ singen.“ Träger waren sechs oder acht, manchmal auch nur vier, Nachbarn oder Verwandte, aber nicht Vater oder Bruder oder Sohn. Jetzt ging alles auf den Kirchhof, das Geleite zu geben. Hier wurde wieder ein Lied gesungen: „Nun laßt uns den Leib begraben“, und der Sarg wurde von der Totenbahre heruntergenommen und da, wo die Erde gleichgemacht war, beim Grabe hingestellt. Dann faßten zwei den Sarg an jedem Ende und nahmen den Deckel ab, dann kamen die Kinder oder die Frau oder die Brüder oder die Schwestern, um Abschied zu nehmen, da war ein großes Weinen und Geschrei. Dann nahmen vier Männer den Sarg mit Handtüchern an beiden Enden und ließen ihn in das Grab hinein. Wenn sie es zugegraben hatten, gingen alle nach Hause, den Begräbnisschmaus zu halten, und der Schulmeister ging auch mit, denn er wollte das

Abendbrot nicht verlieren. Zu Hause war schon alles für die Geleitgeber zu recht gemacht; da setzten sich alle an den Tisch und fingen an zu essen und zu trinken. Zuerst gab es nur Branntwein, Bier und Fladen; aber zum Abendbrot kam Fleisch, Braten und allerlei Speisen und Getränke. Nachdem der Lehrer das Tischgebet gesprochen hatte, langten sie alle zu, aßen und tranken; es kam auch vor, daß einer einen zu viel nahm. Denn nicht alle waren traurig, viele wollten nur eine gute Abendmahlzeit halten, und es kam vor, daß ein Begräbnis ebenso lustig war wie eine Hochzeit.

In Polen kamen, wenn die Leiche im Sarge lag, die Nachbarinnen, um sie zu beklagen. Sie weinten, wehklagten und sagten: „Warum bist du gestorben, hattest du nicht Fleisch? Hattest du nicht Sauerkraut und Bartsch?“ und so weiter. Bei uns war es einst auch so, wie ich von meinen Alten gehört habe, aber dieser Brauch hat schon seit langen Zeiten aufgehört.

So lebten und starben die alten Litauer, und ich meine, daß es jetzt nur in einer Sache besser auf der Welt ist, wir glauben und machen nicht mehr solche Faxen und Dummheiten wie unsere Vorfahren. Ich will euch erzählen, was ich selbst mit meinen Augen gesehen und mit meinen Ohren gehört habe.

Am Abend vor Weihnachten kochten die Alten Erbsen ab und gossen das Wasser auf ein Bund Stroh. Dann gingen sie in den Baumgarten und umwickelten mit dem Stroh die Bäume, damit sie im nächsten Jahre mehr Äpfel und Birnen tragen sollten, und daß die Hexen nicht kämen, Schaden anzurichten.

In der Zeit um Johannis gingen sie aufs Feld und auf die Wiesen, Johanniskraut zu suchen. Jede Frau brachte sich ein Bündel Johanniskraut mit auf dem Hof. Aber zuerst trug sie es nicht in die Stube; sie nahm eine Schnur und pflückte ein Bündel Brennesseln, das band sie mit dem Johanniskraut zusammen und steckte alles an eine lange Stange, die im Hofe aufgestellt war. Am anderen Tag rutschte es schon herunter. Da kam die Wirtin heraus, sah es und sagte: „Die Hexe ist auf dem Johanniskraut geritten, aber sie hat sich den Hintern verbrannt.“ Dann streifte sie das Johanniskraut wieder auf die Stange und ließ es dort bis zum Peterstag; an dem Tag trug sie alles ins Haus und fing an, es zu brauchen.

Wenn jemand krank wurde, brauchte man keinen Doktor; sie strichen den Kranken und räucherten mit geweihten Kräutern, oft besprachen sie auch, besonders Zahn- und Brustschmerzen. Meistens machte eine alte Frau die Sache; denn sie wurde gut belohnt, wenn der Kranke gesund wurde, aber wenn er starb, dann bekam sie nichts.

Wenn die Frauen gebären sollten, dann faßten zwei Weiber die Wöchnerin bei den Händen und führten sie um den Stall herum, damit sie vielleicht gebären könnte. War das nicht eine Dummheit?

Wenn der Wirt ausfahren wollte, vielleicht mit Getreide nach Insterburg oder Tilsit, so ließ er den Wagen anspannen; und er selbst legte die Lischke hinauf und hatte die Peitsche unterm Arm. Dann ging er ans Ende der Deichsel und schlug ein Kreuz, damit ihn kein böser Geist strafen möge. Aber andere sagten, wenn ein Litauer sich auf die Reise begeben will, so braucht er sich nur gut sattgegessen, sattgetrunken und ausgeleert zu haben.

Die Pferde ließen sie nur auf den Vorderfüßen beschlagen. Aber das ging nicht recht; die Pferde glitten immer mit den Hinterfüßen aus. Da sagte der Wirt zum Knecht: „Reite in die Schmiede und laß einen Hinterfuß beschlagen, aber nur den rechten, denn der vierte Fuß gehört dem Teufel.“

Wenn sie zu pflügen begangen, da gab es eine andere Dummheit. Da machten sie aus Ebereschenholz Stecksessel und steckten sie in Zochbalken hinein, damit die Ochsen gut folgen sollten. Der Wirt machte das alles für den Knecht; dann gingen die beiden aufs Feld und fingen an zu pflügen. Wenn die Ochsen gehorchten, sagte der Wirt: „Ist es nicht gut, daß wir ein bißchen gehext haben?“

Wenn eine Kuh keine Milch gab, so war sie immer verhext. Aber nicht alle glaubten das. In einem Dorf waren zwei Wirte; bei dem einem gaben die Kühe Milch und bei dem andern nicht. Da sagte dieser zu jenem: „Nachbar, deine Kühe stehen bis Frühstück auf der Brache und meine sind schon früh mit Wicken und Klee vollgestopft. Ich will dir raten, mach` so wie ich. Füttere deine Kühe mit Wicken und Klee, dann wird auch Milch da sein.“ Jener tat so und seine Kühe gaben soviel Milch wie die seines Nachbarn.

Wenn der Wirt gestorben war, so gingen sie zuerst zu den Bienenstöcken, klopfen an und sagten: „Unser Wirt ist gestorben.“ Dann gingen sie in einen Stall und sagten zum Vieh: „Unser Wirt ist gestorben“, dann in den zweiten und in alle Ställe, gleich als wenn das Vieh das wissen müßte. Denn sie hatten den Glauben, daß sonst das Vieh dem neuen Wirt nicht gehorchen würde. Das war ein heidnischer Brauch.

In der alten Zeit glaubten die Menschen auch, daß solche alte Frauen, die sie Laumen nannten, den Wöchnerinnen die Kinder vertauschten. Mein Vater erzählte mir: Als er zehn Jahre alt war (und von zehn Jahren kann man sich schon an viel erinnern, nicht wahr?), bekam eine Frau ein Kind, und eine Laume kam und vertauschte das Kind; ihres legte sie der Mutter hin und das jener nahm sie mit. Der Knecht lag über dem Stalle und konnte die Nacht nicht schlafen. Da hörte er, daß die Laume das Kind fortträgt. Darauf trug die Laume das Kind in den Stall, da sprang der Knecht schnell hinunter und nahm ihr das Kind weg. Jetzt wußte sie nicht, was sie tun sollte, aber der Knecht sagte zu ihr: „Ein andermal werde ich dich fangen.“ Am Morgen trug er das Kind zu der Mutter. Die Mutter sagte: „Bist du toll geworden? Ich habe doch nur eins, und du bringst mir ein zweites.“ Der Knecht sagte: „Dieses gib mir, dies ist deins.“ Er hatte in der Hand ein Beil, da schrie die Frau: „Gewalt!“ Aber er hörte nicht; er riß ihr das Kind fort, legte den Hals auf die Schwelle und ihm mit dem Beil den Kopf ab. Was da herauskam, das war ein Strauchbesen. So konnte die Laume nichts ausrichten. Dieser Knecht war sehr fix. Eines Abends geht er an den Teich und findet

dieselbe Laume wie sie die unsaubere Wäsche eines Kindes spült, das sie von einer anderen Frau gestohlen hatte. Da sagte der Knecht: „Madamchen, was machst du da?“ Packte sie am Genick und warf sie geradezu in den Teich, aber sie konnte nicht ertrinken. Der Knecht drehte sich um und ging fort und sagte: „Jetzt sind wir auseinander.“ Viele Menschen sagten auch, daß die und die Frau aus dem und dem Dorfe eine solche Laume wäre, und wir dummen Jungen glaubten das auch, aber es war nicht wahr.

Mein Nachbar Josupeit glaubte auch an die Vilute. Bei dem ging es sehr knapp zu und er hatte nie Geld. Einmal sollte er auf der Dorfversammlung zehn Taler bezahlen. Da er nun in Not war, nahm er ein Sieb und ging dorthin, wo jetzt euer Teichmoor ist. Da setzte er sich im Dunkeln hin und fing an zu schreien: „Vilut, Vilut“ Denn er dachte, daß die angerufene Stimme ihn Geld bringen würde. Er wäre beinahe erfroren; da war kein Geld, da war keine Vilute. Da kam er leer mit seinem Siebe wieder nach Hause. „Mutter,“ sagte er zu seiner Frau, „Keine Vilute, kein Geld. Aber morgen will ich wieder hingehen, morgen wird alles da sein.“ Das war eine richtige Altleutenarrheit.

Vom Aitwaras dachten die Litauer, daß er den Menschen Geld aus fremden Geldkästen brächte. Wenn einer gut lebte und immer Geld hatte, sagten die Alten so: „Das macht der Aitwaras.“ Meine Eltern sagten auch, daß dieser Aitwaras sich die Seele dessen, dem er verschaffte, was er brauchte, zu eigen gemacht habe. Dann saß er mit der Seele an einem Tische und aß mit ihr von einer Schüssel. Er hatte menschliche Gestalt und viele Menschen hatten ihn um Mitternacht fliegen sehen, so lang wie ein Heubaum und so rot wie das Feuer. Zuerst brachte er nur Lumpen, alte Schuhe und Läuse. Wer diese Sachen nicht annahm, dem brachte er auch später nichts; aber wer sie nahm, dem schleppte Aitwaras Geld, Roggen und Weizen herbei, und den Wirtinnen auf dem Bodenraum Quark, Butter und alles Gute, was sie nur brauchten. Wenn er Geld brachte, dann war er rot, wenn Getreide, blau, wenn Quark, weiß, wenn unnützen Plunder, dann konnte man ihn überhaupt nicht sehen. Aber jetzt wollte der Aitwaras auch seinen Lohn; er sagte zur Wirtin: „Du wirst mir auch etwas geben müssen!“ „Was willst du?“ „Ich will nichts, nur dich küssen.“ Aber das war ein derber Kuss; wenn der Aitwaras küßte, so biß er beide Lippen ab, dann erschrak die Wirtin so, daß sie sogleich starb.

Solche Dinge erzählten sich unsere alten Väter und hielten sie für die reine Wahrheit; heutzutage glauben das verständige Menschen nicht mehr, und das ist gut.

Über die Namen der Litauer

(Aus Mitteilungen der Litauischen literarischen Gesellschaft 1. Band 1883

Kopiert 1988 von Kurt Beyer aus Bücherei des Deutschen Ostens Herne 1 Berliner Platz 11)

Wenn ich meinem Aufsätze die Überschrift gebe „Über die Namen der Litauer“, so schließe ich mich dem Gebrauche der Litauer an, die unter dem Worte Wardas, Name, nur das verstehen, was wir Deutsche Vornamen nennen; unsere Geschlechts- oder Familiennamen nennt er Pawardes oder in einzelnen Gegenden Prawardes. Die litauische Nation hat, wie wohl alle Nationen auf Erden, ursprünglich jedem Menschen nur eine Bezeichnung gegeben, den Zunamen, und erst mit der Einführung des Christentums kam zu demselben noch ein Tauf – oder Vorname, der bei jeden Getauften ein anderer war, während mit der sich zu gleicher Zeit vollziehenden gesellschaftlichen Ordnung der ursprüngliche Zuname der einzelnen sich in einem Familiennamen verwandelte. Über die Familiennamen Pawardes, deren Entstehung, Bedeutung und Eigentümlichkeit, sprechen wir in einem zweiten Aufsätze; hier behalten wir nur den Wardas im Auge. Wir haben schon oben gesagt, daß die Litauer vor Einführung des Christentums keinen Wardas hatten, er wurde ihnen erst in der Taufe beigelegt, war also ein christlicher Name. Solcher Namen hatte die Kirche in alter Zeit einen viel größeren Vorrat als in unseren Tagen und machte davon einen ausgiebigen Gebrauch. Jeder Tag im Jahre hatte seinen besonderen Namen, und es war Sitte, wenn auch nicht Zwang, wie in der alten griechischen und römischen Kirche, daß die Neugeborenen auf ihren Geburtstagsnamen – Kalendernamen – getauft wurden.

Nun waren aber diese griechischen, lateinischen und altdeutschen Namen dem Litauer sehr schwer auszusprechen, und es liegt in der Eigentümlichkeit der Litauer, daß sie sich in ihrer Rede durchaus keinen Zwang auflegen lassen, sie sprechen jeden Namen – welcher Art er auch sein mag – nur so aus, wie es ihrer Zunge zusagt, verändern die Vokale, lassen Anfangs- oder Endsilben fort und setzen statt letzterer ihre eigentümlich litauischen Endsilben ys, us, is, as. Ferner liebt der Litauer die Deminutivendungen und übertrifft in der Anwendung derselben jede andere Nation. Alles was er lieb hat, bezeichnet er mit den Deminutivendungen, ja er verdoppelt und verdreifacht diese Endungen, um seiner Liebe rechten Ausdruck zu geben. Was Wunder also, wenn die Kindsnamen und namentlich die Mädchennamen fast sämtlich auch mit Deminutivendungen vorkommen.

Um die litauischen Wardus aus den ursprünglichen Namen herauszuschälen, muß man sein Augenmerk hauptsächlich auf die Konsonanten und namentlich auf die charakteristischen

Konsonanten richten. Die Vokale werden nach dem Geschmack des Sprechenden oder nach dem Dialekte seiner Gegend willkürlich verändert, namentlich a in o und e in a, aber die charakteristischen Konsonanten werden festgehalten; so bleiben z.B. aus dem Namen Abraham im litauischen Abrys nur die 3 ersten Buchstaben unverändert und selbst wenn man in einigen Gegenden Obrys sagt, so ist aus dem charakteristischen br der Ursprung des Namens herauszufühlen.

Zur besseren Orientierung in dem nachfolgenden Vornamenregister bemerke ich zuvor, daß überall, wo bei den betreffenden männlichen Vornamen auch ein abgeleiteter weiblicher vorkommt, ich diesen neben den männlichen gesetzt habe, die weiblichen Vornamen aber, zu denen keine männlichen Formen mir bekannt geworden, lasse ich hinter des Mannesnamen folgen.

1. Abrys, Abroms **Abraham**. Die Form Abrys ist jedenfalls die ursprüngliche, Abroms erst die spätere sich dem Worte Abraham enger anschließende.

2. Adoms **Adam**.

3. Adrejans **Hadrian**, kommt als wardas selten vor, ist aber als parwarde oft gebräuchlich.

4. Alysas **Aloysius**, 11. Januar.

5. Albas, Elbas, Elbys, Elbuzas, Elbuzis, **Albin**, 1. März. An Albert zu denken, entspricht nicht der litauischen Eigenart. Albert würde in Elbrys verändert sein mit Beibehaltung des charakteristischen r, doch kommt dieser wardas nicht vor, dagegen

6. Albrekts, Elbrekts, **Albrecht**.

7. Ancas, Ansas, Anskis, Anusis, Ansgys, Enzys, Enzelis, Engys, Enskys, Jons, Jans, Joneles, Jonutis, Jonelelis (doppelte Deminution), Jonkus, jonkutis, Jonkutelis (doppelte Deminution) und Hanus **Johann, Hans**; weibl. Ane, One, Annuze, Enruze, Anike, Anyta, **Johanne, Anna**. Der Name Hanus war in alter Zeit sehr gebräuchlich und ist der einzige litauische Name, in welchem der Buchstabe H vorkommt.

8. Aszmys, Aszmutis, **Asmus**. Schleicher und mit ihnen viele andere halten den Namen Aszmys für eine Übersetzung des lateinischen Oktavianus. Das ist entschieden unrichtig, auf solche Feinheiten ist der Litauer niemals verfallen, wie Kilys nicht etwa Iszkeltas Iszkrikszto, Renatus, Baptiste bedeutet, sondern nur die Umformung von „Kilian“ ist.

9./10. Bajoraitis und Waiczys sind die beiden einzigen Vornamen, die nicht aus der Zahl der christlichen Kirchennamen genommen sind. Bajoraitis abgeleitet von **bajoras**, der Edelmann, insbesondere der polnische und Waiczys vom polnischen **wojciech** (W. ist die polnische Form „Adalbert“. Woitach oder Woitech hat nämlich der heil. Adalbert von Prag mit seinen ursprünglichen, slavischen Namen geheißen, letzteres ist sein christlicher Name.), der polnische Edelmann, sind ursprünglich also Standesnamen, die später als Taufnamen gebraucht wurden.

11. Balcys, Balsys, Balcere, Baltrusis **Balthaser, Balzer.**
12. Bartulis, Bertulis, weibl. Bertule, **Bartholomäus, Barthel**, fem. **Bertha**
13. Bastikis, **Sebastian**
14. Bendizus, Bendiks, **Benediktus, Bendix**
15. Berencas, **Bernhard, Berend**
16. Blazys, **Blasius**, 3. Februar.
17. Bricze, Bridzus, Bridrikis, Pricze, Priczus, Priczkus, Pidrik; fem. Bryte **Friedrich, Fritz; Fridrike**
18. Brozes und Brozis; fem. Broze **Ambrosius**. Der Name Ambrozis kommt als wardas nicht vor, doch häufig als parwade z.B. Ambrosis, Ambrosat und Deminutiv Ambrolat.
19. Czepe, **Cyprian**, 26. September, kommt als wardas nicht oft vor, während die parwades „Schepeit“ „Szepan“ „Schopis“, „Schippureit“ vielfach vorkommen.
20. Danys, Danulis, Danijels **Daniel**
21. Daselis; fem. Dasule, ähnelt sehr nach Thassilo, doch finde ich mit diesem Namen im Kalender keinen Tagesheiligen bezeichnet, auch ist mir kein von Thassilo abgeleiteter Frauenname bekannt: Den Namen Tudas würde kein Litauer gebrauchen. Sollte Daselis eine Korruption von „Anastasius“ sein?
22. Dytrikis **Dietrich**
23. Doczys, Dozys, Dodzys, Dazys, Dacys **Theodot und Deodat**, 2. März.
24. Dowids, Dowas, Dows, **David**
25. Endrus, Endrikis; fem. Jendre, Jendryte, abgekürzt Dryte **Heinrich; Henriette** Schleicher führt den Namen Endras an, ich habe denselben weder jemals gehört, noch in den Kirchenbüchern gelesen.
26. Endrejus, Endrysas **Andreas**
27. Erbszus, Erbszas; fem. Jerbuze **Eberhard; Eberhardine**, 23. März.
28. Erczus, fem. Erczule **Erhard; Ehardine**, 11. Januar.
29. Erdzus, Erczus, Erdmons, Erkmons; fem. Erdme, Erkme, Erdmute, Erkmute, Jerkme, Jerkmuti, Mute, Mutke **Erdmann, Erdmuthe** 7. November.
30. Ermons, Armons, **Hermann**
31. Eroms, **Hieronymus**

32. Gabrys **Gabriel**
33. Gerulis, Girulis **Gerhard**; hängt nicht mit geras gut oder giere Wald zusammen.
34. Gotpryds, **Gottfried**
35. Grigas, Grigalys, Grigulis, fem. Grigute **Gregor**, 12. März
36. Jakams, Jaks, Jakutis **Joachim**, 20. März
37. Jokubs, Kubs, Kubelis, Kubutis **Jacob**
38. Jucas, Jusas, Josas, Jesulis; fem. Josedene **Justus; Justine**
39. Jozups, **Joseph**
40. Yzaks, **Isaak**
41. Jurgis, Juras, **George**
42. Kacas, Kacimirs; fem. Kaze, Kazute **Kasimir**
43. Kaspars **Kaspar**, 08. Januar.
44. Kilus, Kilys, (vergl. Bemerkung zu Ascmys) **Kilian**, 8. Juli.
45. Klems **Klemens**
46. Kristops, **Christoph**
47. Krisczus, Kricas, Kristijons, Deminutiv Stenulis; fem. Krikszte, Kristyne, Kerstyne **Christian; Christine**, plattdeutsch „**Kresten**“, davon Stenulis und Krestine, kurz gesprochen Krestine, davon Kerstyne.
48. Kundrus **Konrad**
49. Lenarts, **Leonhard, Lehnert**
50. Lole, Lüle, **Eulalius**, 13. Februar.
51. Ludzus, Ludwikis **Ludwig**
52. Luks, Lukoszius; fem. Luce, Lace, Lacyte **Lukas, Lucinde**
53. Lorins, Lorenczus, Laurus, Lauryns, **Laurentius, Lorenz**, 10. August.
54. Matijoszius, Matysas, Macas, Matejus **Mathias, Matthäus, Mathes, Matz**
55. Maurus, Mauricze **Moritz**, 15. Januar.
56. Merczus, Mertins, Mertyns, **Martin**

57. Mikilis, Mikas, Miks, Mikszas, **Michael, Michel**
58. Milkus, Milkere, **Melchior**, 07. Januar. Die Litauer der jetzigen Zeit übersetzen diesen Namen „Emil“ und die Herren Standesbeamten schreiben ihn also in ihre amtlichen Register, beides mit Unrecht.
59. Nikas, Nikszas, Nikelis, nicht zu identifizieren mit Miks und Mikelis, heißt **Nikolaus**, aus dem auch im Deutschen der Name „Nikel“ gebildet ist.
60. Paulus, selten Powils **Paulus**
61. Palys, Palutis, Paltys, Paltins **Valentin**
62. Petras, Petäris **Peter**
63. Pladys, **Placidus**, 5. Oktober
64. Rozas, Rozes **Rochus**, 16. August
65. Sabys, Sabutis; fem. Sabyna **Sabbas, Sabina**, 5. Dezember
66. Selmys, Selmons, Salmons **Salomon**
67. Samselis, **Samson**, 27. Juni.
68. Somelis, **Samuel**
69. Simons, Sims, **Simon**, 1. Juni.
70. Simont, **Siegismund**
71. Staszys **Anastasius**, 27. April, vergl. 21. Daselis.
72. Stancelis, Stenulis, **Konstantin**
73. Steppons, Steppts, Steputis **Stephan**
74. Talosas, **Nathanael**; hiervon die parwadis Talasus, Talusas, Toluzis, Tolizas
75. Tenekis, **Athanasius**, 10. Oktober.
76. Tums, Tumutis **Thomas**
77. Urbans; fem. Urbe **Urban, fem. ?**
78. Wilius, Willams **Wilhelm**
79. Zakarins, Zakarysas, Zakaryja, **Zacharias**
80. Zybartis **Siegbert**.

Frauenamen, deren männliche Form nicht vorkommt

81. Agnyta **Agnes**, 21. Januar.
82. Aguze, Aguti **Agathe**, 5. Februar.
83. Aleksandra **Alexandrine**
84. Adwike, Jedwyga **Hedwig**
85. Anorte, **Anna, Ursula**
86. Austyna **Augustine**, 18. August.
87. Barbe, Borbe, Barbute, Barbuze, und sehr häufig nur Buze **Barbara**
88. Berge, Bergsze, Bergite, nicht, wie die Litauerinnen heute gern ihren Namen übersetzen, „Bertha“ sondern **Brigitte**.
89. Benyna, **Benigna**, 6. Juni.
90. Brone **Febromia**
91. Edilke, Ede, Eduze, Edzute, Aduze ist der alte Name **Edeltrud**, 23. Juni. Der Name Ede kommt sehr häufig vor, und die Litauerinnen machen oft daraus Ida, dem widerspricht aber der Umstand, daß Ede nur die Verkürzung von Edilke ist und andererseits die Aussprache des ersten E in Ede, das wie ein tief aus der Kehle gestoßenes ä klingt. Aus diesem Grunde kann dem litauischen Namen auch nicht der deutsche Name „Edith“ zu Grunde liegen.
92. Else, Elske, Elskute, Ilze, Ilsbe, Ilzbyta **Elisabeth, Elsbet**
93. Este, Estere, **Esther**
94. Ewe, Iewe, **Eva**
95. Gertrud, **Gertrude**
96. Katre, Katryna, Katuze, **Katharina**
97. Lowyze, Lyze, **Luise**
98. Lute, Ilute, **Charlotte**
99. Margryta, Gryta, Grytuze, **Margarethe, Grete**
100. Madlyna, Madle, Made, Mode, Magute, Makute **Magdalena**
101. Mare, Maryke, Maruze, Makute, Mike, **Marie**
102. Trude, Traude, **Gertrud**

103. Tuze, Abkürzung von Grytuze, Katuze, Urtuze

104. Urte, Orte, Urtuze, Szule **Ursula, Urzel**. Der sehr beliebte Name Urzel wurde auf doppelte Weise verkürzt gebraucht; durch Weglassung der zweiten Silbe erhielt man Urte, durch Weglassung der ersten Silbe Szule.

105. Uzane, Osane, Uze, Uzke **Susanna, Suschen**

106. Zape, Zapyke, **Sophie**. In diesen beiden letzten Namen Uzke und Zapyke allein unter allen andern, ist die deutsche Verkleinerungssilbe chen, im Plattdeutschen ke, unverändert in den litauischen Namen aufgenommen.

Tilsit

Hofheinz

Aus Mitteilungen der Litauischen Gesellschaft 1. Band 1883, Seite 153, Belanglose Einleitung, dann:

Die Juden waren ein theokratisches Volk. Hundertfach kehren bei ihnen Namen wieder, denen die Silben El (für Eloah, Gott) und Ja, Jo, Je (für Jehova) zu Grunde liegen, wie Eleazar, Eli, Elias, Elisa, Jeremias, Jesaias, Jesua, Josua, Jesus, Jojakim, Joel u.v.a. Als die Juden in Österreich und Preußen zur Annahme wirklicher Familiennamen gezwungen wurden, war es eine andere Seite des jüdischen Volkscharakters, welche in den Namen der Rubinstein, Godberg, Silberstein, Goldmann, Saphir, der Rosenthal, Rosenberg, Lilienstein, Lilienthal, Weinberg, Weinstein hervortrat. Die Griechen waren ein ideales Volk, und dieser Zug nach dem Idealen spiegelt sich auch in ihrem Namen. Nikophanes bedeutet siegprangend, Nausimachos Schiffskämpfer, Protagoras, Aristagos der Beste in der Ratsversammlung, Sophokles berühmt durch Weisheit, Agesilaos Volksführer. Auch nicht eine Spur dieser Anschauung findet sich in den römischen Namen; nichts als die platte Wirklichkeit drückt sich in ihnen aus. Cicero ist der Erbsenbauer, Fabius der Bohnenbauer, Porcius der Schweinezüchter, Niger, Rufus, Flavius, der Schwarze, Rote, Gelbe, der Crassus der Dicke. Anders wieder ist es mit den altdeutschen Namen; in ihnen tritt dieselbe geistige Richtung wie in den griechischen hervor. Dem Nikophanes entspricht Sigibert, Demosthenes, dem Volksgewaltigen, unser Dietrich, Thrasymbulas der kühn im Rat ist, entspricht Chuonrat gleich Konrad, Kleoptolemos dem Ruhmkämpfer, Chlodowich gleich Ludwig. Die Nüchternheit der römischen Namen findet ihr Spiegelbild in den litauischen. Ein großer Teil derselben ist von Vornamen abgeleitet mit Hilfe der Endsilben aitis, atis, at, eitis, eit. Dazu treten Umwandlungen des Vornamens. So werden von Ansas Hans, gebildet: Annuzat, Annuzait, Anskat, Annuweit, Enskat, Ennulat, Ensulat, Ensulatis, Henseleit. Von Jons, Jans, Johannes, werden abgeleitet: Jonat, Jonelat, Jonetat, Jonekat, Jonuschat, Jonuscheit, Jonizkait, Joneikat, Jenescheit, Jonischkat, Joneitis, Jonikis, Jonkatis, Joniszkaitis, Joniszat, Jonischus, Jankus, Jakuns, Junkuns, Janne. Von Mathes lit. Matioszus, Matysas, Macias werden 19 verschiedene Formen gebildet, von Paulus deren 8, von Peter 9, von Endrus, Heinrich, 13. Eine zweite Gruppe bilden diejenigen Namen, welche concrete Gegenstände bezeichnen und

die auf Personen übertragen sind; wie die von Gerätschaften, Vögeln, Pflanzen, zahmen und wilden Tieren. Diese Namen sind im Litauischen wenig zahlreich. Die Namen, welche den Wohnort bezeichnen, bilden eine dritte Gruppe. Fast nie, oder nie werden Personennamen von Ortsnamen abgeleitet. Es ist stets nur die Scholle Land, wo der Ansiedler seine Hütte aufgeschlagen, welche den Namen hergegeben hat. Aukszill, der auf der hohen Heide wohnt, Berzat, Berzelat, der von der Birke, Daubat, der von der Schlucht, Gallien, Gallinat, der vom Ende, Klempat, der am Sumpfe, Naujoks, Naujokat, der auf dem neuen Lande wohnt u.s.w.

Dann folgen die Namen, die Gewerbe, Stand, Handwerk, Beschäftigung bezeichnen, wie Awizzus Schäfer, Kalweit Schmied, Kurpjuweit Schuhmacher, Kropat Grützmacher, Smalakys Theerbrenner, Staklys Webstuhlmacher, der Scherlies Viehfütterer.

Die fünfte Gruppe umfasst die Namen, welche von Gewohnheiten, Fertigkeiten, Eigenschaften hergenommen sind; sie zählt die meisten Namen.

Die letzten sind die aus dem Deutschen übernommenen Namen. Diese Namen werden stets im litauischen Munde verändert. Aus Becker wird Beckereit, aus Schmitt wird Schmittat, aus Schneider Schneiderat, aus Böttcher Butgereit, Butchereit, aus Tischler Diszerat. – der Herr Vortragende bemerkte zum Schluß, daß seine Sammlung von litauischen Namen deren gegen 3000 umfasse, daß er die Zahl der litauischen Namen bei uns aber auf 6000 schätze. Es bleibt also noch ein gut Stück Arbeit bis zur Fertigstellung des litauischen Namenbuches.